

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

013798 /  
II 1934 /  
13

BIBLIOTHEK  
DER  
UNTER-  
HALTUNG  
UND DES  
WISSENS

58.  
JAHRGANG  
1934  
BAND 13

**BIBLIOTHEK** der  
*Unterhaltung und des  
Wissens*

*Folge III.*

**Ausgabe mit Abonnentenversicherung!**

Aus  
der **BÜCHEREI** von

Knüger



Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band. Preis RM. 1.95 einschließlich Zustellgebühr frei ins Haus. Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich. Anzeigenpreise:  $\frac{1}{2}$  Seite RM. 240.—, Seitenteile entsprechend; bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Anzeigengeschäftsstelle Berlin SW 19, Krausenstraße 35/36

**400**

**wertvolle Winke** zur Gesundheitspflege, brauchbare Rat-  
schläge beim Reinigen der Möbel, Gebrauchsgegenstände,  
Kleider und Stoffe, für die Fleckentilgung, zum Färben,  
Anstreichern, Ritzen und Kleben und anderes enthält das

**Rezeptbuchkästlein  
für Küche und Haus**

Von Dr. W. Ludwig. Preis nur RM. 1.—

Kleine Dinge können Verlegenheiten bereiten, kleine Kunst-  
griffe, wie sie hier gezeigt werden, helfen sie überwinden.

*Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart*

**Zu mehr als  
Dreiviertel geschenkt!**

**Wertvoll  
für alle Zeiten**

Unseren Abonnenten, die sich billigen und interessanten Lesestoff erwerben wollen, bieten wir dazu Gelegenheit, indem wir ihnen einen kleinen Vorrat von zurückliegenden Jahrgängen unserer Zeitschriften-Unternehmen zu ganz bedeutend ermäßigten Preisen überlassen und zwar:

### **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**

Jeder Jahrgang in 13 starken illustrierten Leinenbänden  
Jahrgang 1930 und 1931 statt je RM. 19.50 nur je RM. 5.20  
Jahrgang 1932 statt RM. 18.80 nur RM. 6.50

### **Das Buch für Alle**

Jahrgang 1916 und 1922 geheftet, jeder Jahrgang über 500  
Seiten, reichillustriert statt RM. 8.40 nur RM. 2.—  
Jahrgang 1926 geheftet statt RM. 13.— nur RM. 2.50  
Jahrgang 1930 und 1931 geheftet, statt je RM. 13.— nur je RM. 5.—  
Jahrgang 1932 statt RM. 12.20 nur RM. 3.50

Gedlegener Lesestoff: Romane, Novellen, ernste und heitere Geschichten, interessante Aufsätze über alle Wissensgebiete usw.

Wer sich die Gelegenheit zur Bereicherung mit gutem Unterhaltungsstoff und zur Vergrößerung der Hausbibliothek nicht entgehen lassen will, wird gebeten, möglichst bald den entfallenden Betrag nebst Porto, pro Jahrgang 60 Pfennig (Inland), einzusenden an die

### **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart**

Bei Bestellung von 2 Jahrgängen im Inland portofrei, nach dem Ausland unter Guthschrift des Inlandportos. Wenn gewünscht, im Inland auch unter Nachnahme des Betrags.

Postcheckkonto Stuttgart 17 / Zürich VIII, 7765 / Wien: Postsparkassenkonto 145699  
Prag: Kreditanstalt der Deutschen

Jeder Abonnent der Versicherungsausgabe unserer im 58. Jahrgang erscheinenden „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ genießt für sich, die nach den Bedingungen mitversicherte zweite Person und die Kinder die Wohltat einer soliden deutschen Versicherung, und zwar bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg

a) gegen Unfälle mit je

RM. 1000 bei Tod durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,

RM. 2000 bei Tod durch Unfall nach einjähriger Bezugszeit,

RM. 3000 bei Ganzinvalidität nach einmonatiger Bezugszeit,

bis zu RM. 1000 bei dauernder teilweiser Invalidität durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,

RM. 5000 bei Tod durch Passagierunfall nach einmonatiger Bezugszeit,

RM. 5000 bei Tod durch Sportunfall nach einmonatiger Bezugszeit;

b) bei natürlichem Tode mit einem Sterbegeld von je

RM. 100 nach einjähriger ununterbrochener Bezugszeit,

RM. 200 nach dreijähriger ununterbrochener Bezugszeit,

RM. 300 nach fünfjähriger ununterbrochener Bezugszeit;

c) mit einem Sterbegeld von

RM. 100 für Kinder im Alter vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 16. Lebensjahr nach einjähriger, bei Tod durch Unfall schon nach einmonatiger ununterbrochener Bezugszeit.

Die im Saargebiet wohnhaften Abonnenten sind in französischer Frankenswährung versichert. Die Reichsmark-Versicherungssummen werden zum jeweiligen Kurse des Franken umgerechnet.

**Für die Abonnenten der Reihe B und Reihe D gelten die in den Versicherungs-Ausweisen Reihe B Nr. 113 601—316 200 und Reihe D Nr. 1 bis 113 600 enthaltenen Versicherungs-Bedingungen.** Unfälle sind der Versicherungsbank (nicht dem Verlag) stets unverzüglich schriftlich zu melden, spätestens bei tödlichem Unfall binnen 48 Stunden, bei anderen Unfällen binnen einer Woche. Unverzüglich, spätestens am zweiten Tage müssen Verletzte sich ärztlich behandeln lassen. / Aber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlag oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank kostenlos zu beziehen sind.

## Änderung der Versicherungsbedingungen

### An alle Inhaber von Policen der Reihe E

Gemäß den Schlußbestimmungen zu A und B der Versicherungsbedingungen geben wir allen Inhabern von Versicherungsausweisen der Reihe E bekannt, daß der Wortlaut des § 1 Absatz 4 der Allgemeinen Bedingungen für die Abonnenten-Unfallversicherung folgende Fassung erhält:

An Stelle des Ehegatten kann auf Verlangen eine weitere erwachsene blutsverwandte Person mitversichert werden, und zwar: Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Schwester, Schwester und Schwester, jedoch niemals zwei männliche Personen zusammen. Verheiratet sich der Abonnent während der Dauer des Abonnements, so kann er von dem Zeitpunkt seiner Verheiratung ab die Aufnahme seines Ehegatten an Stelle der bisher mitversicherten zweiten Person in die Versicherung bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank beantragen.

**Die mitversicherte blutsverwandte Person ist damit also zu den gleichen Sätzen wie die hauptversicherte Person versichert.** Diese Änderung tritt mit dem 15. Juli für alle Inhaber von Versicherungsausweisen der Reihe E in Kraft.

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart**

er-  
für  
der  
er  
rg

nach

zeit,

eten  
ein-

ften-  
t je-

Ber-  
bis

idje-

stens

einer

ztlich

Ber-

erger

*au* **Kapke**

Inh. Gustav Kapke  
Köslin · Hohatorstr. 14  
Kolberg · Hans-Schammstr. 18

**gen**

n geben  
laß der  
menten-

e bluts-  
, Mutter  
wester,  
sich der  
em Zeit-  
elle der  
nberger

en glei-  
nderung  
in Kraft.

**tgart**



*Musik im Hause Mozart*  
*Der siebenjährige Mozart spielt*  
Nach einem alten Stich

**BIBLIOTHEK**  
**DER UNTERHALTUNG UND**  
**DES WISSENS**

**BAND XIII**  
**JAHRGANG 1934**



UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT  
STUTT GART / BERLIN / LEIPZIG / WIEN

013798



II



## I N H A L T

Alte Hausmusik . Von Dr. Peter Panoff . Mit Bildern . . . . .	5
Abendkonzert . Bild . . . . .	19
Liebe . Japanisches Gedicht . . . . .	20
Die Dichterin Sei Schonagon . Japanische Federzeichnung	21
Japanisches Prinzenpaar . Bild . . . . .	22
Japanische Frauen . Von Heinz Adrian . Mit Bildern . . . . .	23
Schlußblatt eines japanischen Romans . . . . .	35
Opfergang . Novelle von Josef Winckler . . . . .	36
Silberreihler und Weißer Pfau . Nach Holzschnitten von Prof. Walter Klemm . . . . .	40 u. 41
Frau im Schatten . Roman von Fred Nelius (Schluß) . . . . .	42
Aus einer Kleinstadt . Zwei Bilder . . . . .	48 u. 49
Klosterzelle in Alpirsbach . Bild . . . . .	64
Ein schöner Brunnen in Ulm . Bild . . . . .	65
Fontäne im Park von Sanssouci . Bild . . . . .	80
Sonnenwendfeier . Bild . . . . .	81
Die Mühle . Nach einer Lithographie von R. Hengstenberg . . . . .	93
Besuch im Gelben-Drachen-Kloster . Von E. Öbler-Heimer- dinger . Mit Bildern . . . . .	94
Der alte Brehm . Von Dr. A. Berger . Mit Bildern . . . . .	109
Element „93“ . Von Dr. Karl Lutz . Mit Bildern . . . . .	114
„Bei dem Mann ist wirklich keine Krankheit zu ent- decken“ . Zeichnung von Erich Dermitzel . . . . .	124
Atomzertrümmerer . Zeichnung von Wolfgang Stamm . . . . .	125
Wespentaille . Von Dr. Herm. Popp . Mit Bildern . . . . .	126
DIN = Das Ist Norm . Von Karl Kasper . Mit Bildern . . . . .	134
Verändert die Autostraße das Automobil? . Von B. und H. Römer . Mit Bildern . . . . .	142

Sommerfreuden . <i>Bild</i> . . . . .	148
Blick von der Brücke . <i>Bild</i> . . . . .	149
S.O.S. . <i>Erzählung von A. R. Wetjen</i> . Mit Zeichnungen von <i>Kurt Wertb</i> . . . . .	150
Aus neuen Filmen . <i>Bildfolge</i> . . . . .	166 bis 173
Theateranekdoten . . . . .	174
Es hat geklopft . <i>Zeichnung von F. Lampe</i> . . . . .	176
Die Groß-Aufnahme . <i>Zeichnung von Heinz Schoen</i> . . . . .	177
Bunte Geschichten . . . . .	178
Zwei lachende Seiten . <i>Zeichnungen von Kurt Balkie</i> 180 u. 181	182
Wissen Sie schon? . . . . .	182
Bilder ohne Worte . <i>Von Hans Stabl</i> . Mit Zeichnungen von <i>H. Schleier</i> . . . . .	183
Zum Sinnen und Raten . . . . .	191

## KUNSTBLATT

Musik im Hause Mozart  
Der siebenjährige Mozart spielt

*Nach einem alten Stich*

# Alte Hausmusik

Von

Dr. Peter Panoff

Aufnahmen der alten Instrumente: Renger-Photo

Es wurde in letzter Zeit viel von „Erneuerung der Hausmusik“ und von Hausmusikpflege gesprochen und geschrieben. Zahlreiche musikalische Veranstaltungen und Rundfunkkonzerte versuchten da durch Wort und Ton das allgemeine Interesse für die alte Hausmusik zu wecken. Die Absicht dieser musikalischen Veranstaltungen war gewiß die beste. Die Mehrzahl des Publikums jedoch, der schließlich diese Anregungen galten, hat sich durch die Fülle des Gebotenen kaum zurechtfinden können. Ja, viele wissen nicht einmal, was eigentlich Hausmusik ist, und warum man sich heute so sehr um ihre Erneuerung bemüht.

Erneuerung der Hausmusik? Hat es denn nicht immer Hausmusik gegeben? Doch, nur war sie nicht immer echt, nicht immer arteigen, bescheiden und konzertfremd. Denn Hausmusik ist in erster Linie Laienmusik, sie muß ihrem Wesen, Charakter und der technischen Stufe nach so beschaffen sein, daß sie auch für bescheidene Musikliebhaber verständlich und spielbar ist. Dazu kommt noch der Geist der neuen Jugend. Er spiegelt sich in der Gemeinschaft. Man greift heute mit besonderer Vorliebe zur alten deutschen Hausmusik, weil sie von diesem innigen Gedanken getragen und aus ihm geboren ist.

Wo bleibt aber die klassische und romantische Hausmusik, wo bleiben die Sonaten, Trios und Quartette von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann und Brahms? Das ist es eben: Zwischen Hausmusik und Kam-



Hammerflügel nach altem Original von 1780.

mermusik liegt ein grundlegender Unterschied. Die Kammermusik stellt an die Ausübenden sehr hohe künstlerische und technische Ansprüche. Es gibt z. B. viele Liebhaber-Kammermusikvereinigungen in Deutschland, die in dieser Hinsicht Hervorragendes leisten. Die Mehrheit der Musiklaien jedoch fühlt sich ihr nicht gewachsen, auch verlagert sich der Schwerpunkt der Kammermusik immer mehr in den Bereich des Konzertmäßigen.

Kehten wir nun zu unserer Hausmusik zurück. Ihre Erneuerung war eine innere Notwendigkeit. Seit Jahren vollzieht sich diese Wandlung, still und bescheiden. Spielfreudige Menschen wollen musizieren, sie brauchen Spielstücke, die ihrem Gemüt und ihrem musikalischen Können entsprechen. Die klassische Musik ist größtenteils zu schwer für sie, die moderne verworren und problematisch. Was nun? Die Musikforscher schaffen da Abhilfe. Fleißige Hände durch-



Kleines Tafelklavier nach altem Original, Wien 1780.

stöbern alte, verstaubte Archive und Bibliotheken, sichten und bearbeiten das Notenmaterial. Und siehe da! Eine schier unerschöpfliche Quelle von reizenden geselligen Musikstücken, alten deutschen Tänzen, innig bewegten Chorälen, fröhlichen und frischen Liedern hat sich aufgetan, die vorbachsche Zeit wurde zu einem neuen segenreichen Leben erweckt. Die alten deutschen Komponisten Schütz, Staden, Schein, Rosenmüller, Krieger, Scheidt, Prätorius und viele andere sprechen wieder zu uns.

Es fanden sich auch rührige Verleger wie der Bärenreiter-Verlag zu Kassel, Georg Kallmeyer in Wolfenbüttel, B. Schotts Söhne in Mainz, Breitkopf & Härtel in Leipzig, die alle diese Schätze in die Schulen, in die Familie, in die Sing- und Spielgemeinschaften trugen. Aus den vielen kleinen Gruppen und musizierenden Menschen und Familien, Singkreisen und Liebhaberorchestern hat sich jetzt



Haussmusik für Gesang, Blockflöte, Gambe (Cello)  
und Cembalo.



Die alten Stücke können in verschiedener Besetzung gespielt werden, nur muß die eigentümliche Klangfarbe bewahrt bleiben. Hier wird ein Tanz von Sebastian Bach für zwei Gamben, Querflöte und Cembalo gespielt.

ein großer „Arbeitskreis für Hausmusik“ gebildet. Jeder musikliebende Laie findet hier Anregung und Förderung in reichem Maße, sowohl in technischer wie in künstlerischer Hinsicht. Man muß gesehen haben, wie diese biedern Menschen in ihrem Spielkreis musizieren. Die verschiedensten Berufe und Altersstufen sind da vereint, die Alltagsorgen bleiben aber draußen. Es wird nach einem festgelegten Programm gearbeitet, liebevoll und mit Begeisterung. Eingehende Besprechung und Selbstkritik sind Voraussetzung. Innerlich gestärkt und musikalisch gefestigt gehen diese Menschen dann heim, wo sie inmitten ihrer Familie beste Hausmusik pflegen. Gut eingespielte Musikvereinigungen veranstalten oft Singabende, gesellige Musiktage und Hausmusiken, die auch für einen größeren Zuhörerkreis zugänglich sind. Meist finden sie in einer stillen Umgebung statt, in irgend einem alten Schloß, alter Kirche oder größerem Privathaus.

So treffen sich einmal im Sommer die Mitglieder des „Arbeitskreises für Hausmusik“ in Kassel, wo sie mehrere Tage hindurch gemeinsam musizieren und gegenseitige Anregungen austauschen. Auch in diesem Sommer werden die „Kasseler Musiktage“ fünf große Veranstaltungen bieten, außerdem stehen noch andere Kurse, Sing- und Spielwochen bevor.

Jugenddeutsche Arbeiterschaft sind die besten Stützen der wieder gepflegten Hausmusik. Es ist erstaunlich, was die Jugend- und Arbeiterorchester, Spielvereinigungen und Singgemeinschaften in musikalischer Hinsicht leisten. In Deutschland hat fast jede größere Fabrik ihren Chor, ihr Orchester oder Spielvereinigung, die nach Feierabend Hunderte von musikliebenden Arbeitern vereinigen. In Haus und Schule, in Wald und Feld, in Dorf und Stadt erklingen die frischen Weisen der deutschen Mädel und Jungen.

Soweit die Musik. Zu ihrer Ausübung gehören aber





Klavichordspilerin.



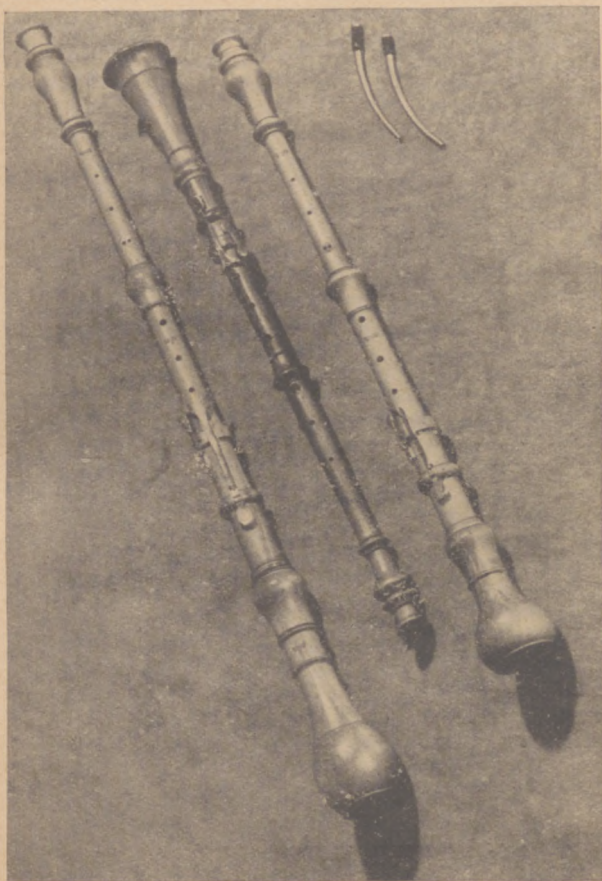
Triosonate für zwei Blockflöten und Cembalo.



Das Blockflötenspiel macht den Kindern großen Spaß. Es gibt reizende kleine alte und neue Musikstücke, die sich für Flöte und Klavier vorzüglich eignen. Musik ist für die Jugend Lebensnotwendigkeit.

Instrumente, stillechte, arteigene Musikinstrumente. Dorthin paßt unser Klavier vielfach nicht, es klingt zu laut und massig für die alte Musik. Sie will ihre eigenen Musikinstrumente haben, das Cembalo, das Klavichord, die Blockflöte und die alte Querflöte, die Gamben und Violen. Erst dann entfaltet sie ihren klanglichen Reichtum voll und ganz, nur durch diese Instrumente spricht sie vertraulich und innig zu uns. Bach, Händel und die Komponisten vor ihnen kannten unser Klavier nicht. Sie dachten und schrieben ihre Werke für die Technik und für den Klang dieser alten Instrumente. Ihre Neugestaltung aber hat den deutschen Instrumentenbauern viel Kopfschmerzen verursacht. Mit den Blockflöten ging es verhältnismäßig leichter. Aber es gehörte immerhin eine große Portion Wissen und Können dazu, aus diesen einfachen Dingen rein klingende und spielbare Instrumente zu machen. Von den deutschen Meistern in Markneukirchen (Sachsen), dort, wo sich die alte Tradition seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt, werden diese alten Flöten gebaut. Schon für wenige Mark kann man ein gutes Instrument haben.

Oft braucht man jahrelange Vorstudien und Versuche, bis ein altes Musikinstrument neu ersteht. Das Cembalo zum Beispiel. Man nennt es bekanntlich Kielflügel, weil seine Saiten nicht wie beim Klavier angeschlagen, sondern durch eine Kielmechanik gezupft werden. Sein Klang ist deshalb kleiner, aber durchsichtiger. Auch das Instrument wird leichter gebaut und mit dünnern Saiten bespannt. Die alten Kielflügel, die man heute in Museen sieht, eignen sich kaum für den praktischen Gebrauch. Man mußte also neue Instrumente bauen. Leicht gesagt, schwer getan. Eine ganze Wissenschaft beschäftigte sich jahrzehntelang mit der Lösung des Problems. Es gibt da nämlich Tausende von kleinen und großen Momenten, die bei der Wahl des Holzes, der



Alte Oboen.

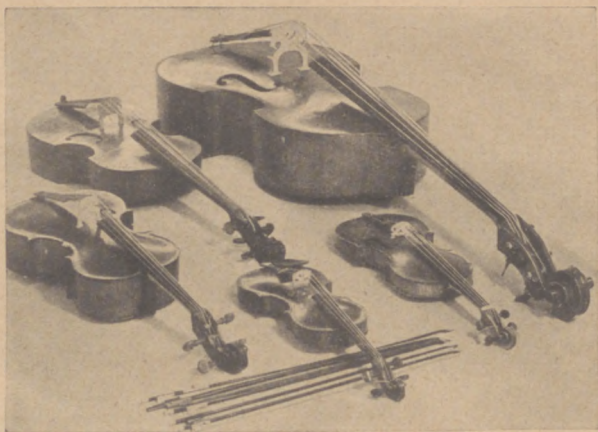


Violincello von Ant. und Hieronymus Amati, Cremona 1614.



Alte Hörner und Posaunen.

Saiten, der Lederkiele und der Dämpfer berücksichtigt werden müssen. Aber man hat es doch geschafft. Die deutschen Cembalobauer, wie Neupert in Nürnberg, Harlan und Merzdorf in Markneukirchen, sind nicht nur große Meister in ihrem Fach, sondern auch hervorragende Wissenschaftler, die mit viel Umsicht zu Werke gehen. Sie bauen heute ausgezeichnete Cembali und Klavichorde, die schon zu Hunderten in der Hausmusikpraxis verwendet werden. Die vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht kürzlich in Berlin veranstaltete Musikmesse zeigte diese Instrumente in ausgezeichneter Ausführung. Durch praktische Vorführungen hatten breitere Kreise Gelegenheit gehabt, ihren Klang und ihre Spielbarkeit kennenzulernen.



Alte Streichinstrumente.





Abendkonzert im Schloßhof des Berliner Schlosses.

## L I E B E

*Die Liebe stürmt durch mein Herz  
Wie durch Wälder niederwärts,  
Verborgен vom Laubdickicht,  
Ein Bergstrom bricht.*

*Selbst auf dem kahlen Felsenjoch  
Wurzelt die Fichte ein;  
Die Liebe wird mit weniger noch  
Zufrieden sein.*

*Die Ärmel meines Gewands  
Sind feucht von Tränen ganz,  
Doch fragt man mich deswegen,  
Sag' ich: vom Frühjahrsregen.*

*Ich glaubte, das Kraut Vergessen mit Namen  
Wachse aus einem Samen,  
Doch nun erkannt' ich mit Schmerzen:  
Es wächst in liebelosen Herzen.*

*Noch eitler, als Lettern zu schreiben  
In einen Strom, der niederschäumt,  
Ist es, von einer zu träumen,  
Die nicht von einem träumt.*

Aus der japanischen Gedichtsammlung „Kokinshu“



DIE DICHTERIN SEI SCHONAGON

Nach einer alten japanischen Federzeichnung.



Japanisches Prinzenpaar in Hochzeitsgewändern.

# JAPANISCHE FRAUEN

Text und Aufnahmen von Heinz Adrian

So sehr sich auch Japan europäisch gebärdet, so hoch auch seine Wolkenkratzer in Tokio und Osaka in die Höhe schießen, so modern auch seine technischen Einrichtungen — in den großen Handels- und Seestädten wenigstens — sein mögen, so unerschütterlich und konservativ ist es auch heute noch in allem, was sich nicht auf das rein Technische, sondern auf das Innere, Seelische bezieht. Da ist es nicht „modern“, da besitzt es noch immer seine uns oft sonderbar und unverständlich anmutende asiatische Seele, die trotz des gewaltig einstürmenden europäischen Einflusses mit ungeheurer Zähigkeit in den alten überlieferten Fundamenten asiatischer Gefühls- und Moralbegriffe verankert liegt.

Gewiß ist in vielen Dingen der europäische Einfluß nicht ohne Wirkung geblieben, und auch im Leben der Frauen macht es sich vielfach bemerkbar. Rein äußerlich schon in der Kleidung. Während man in der Provinz auch heute noch in Japan nur recht selten Frauen in europäischer Kleidung trifft, findet man das in Tokio und in andern großen Städten häufig. Hauptsächlich die berufstätige Frau, sei es im Warenhaus oder Büro, bevorzugt die europäische Kleidung, die praktischer ist und ihr eine größere Bewegungsfreiheit läßt als der Kimono, der bis zu den Füßen reicht und ihr nur abgemessene Bewegungen gestattet. Vom Schönheitsstandpunkt aus betrachtet, ist das kein Gewinn. Denn die Japanerin hat — so reizvoll sie auch sonst oft sein mag — fast immer plumpe Beine und einen einwärts gerichteten Gang, was man unter dem Kimono nicht bemerkt, bei der europäischen Kleidung aber sehr unvorteilhaft zur Geltung kommt. Dieses Einwärtsgehen, das der Japanerin eigentümlich ist, läßt sich

auf das Tragen der sogenannten „Getas“, eines sonderbaren Schuhwerks, zurückführen. Jüngere Mädchen, die von Jugend auf europäische Schuhe tragen, haben demzufolge diesen Schönheitsfehler auch schon abgelegt.

Aber auch sonst hat sich im Leben der japanischen Frau manches geändert. Während sie früher ausschließlich auf ihre zukünftige Pflicht als Gattin und Mutter vorbereitet wurde und ihre ganze Erziehung sich nur auf dieses eine Ziel richtete, stehen ihr heute — ebenso wie ihren europäischen Schwestern — alle Gebiete der Wissenschaft und des Sports und auch viele Berufe offen. Wie weit die kleinen gelben Damen beispielsweise im Sport vorgezogen sind, haben sie ja bei manchen internationalen Wettkämpfen durch ihre Siege bereits bewiesen.

Trotz dieser „Modernisierung“ hält das japanische Mädchen innerlich an den alten konservativen Überlieferungen fest. Obwohl sie vielleicht Jura oder Medizin studiert, wird sie doch immer noch die echt japanische Zeremonie des Teezubereitens lernen, die früher von der vornehmen Japanerin verlangt wurde. Und gerade dies ist kennzeichnend, wie wenig „europäisiert“ sie im Grunde genommen ist. Denn einer solchen Teezeremonie muß man beigewohnt haben, um zu wissen, wie typisch asiatisch und wie weltenfern von europäischen Begriffen das ist. Tatsächlich dauert der Vorgang des Teezubereitens — wenn er sachgemäß ausgeführt wird — mindestens eine Stunde. Und zwar beschränkt sich die ganze Handlung auf Außerlichkeiten, die in ihrer Wichtigkeit für unsern armen Mitteleuropäerverstand einfach unfaßlich sind. Da müssen die Teeschalen an bestimmten Plätzen stehen, der Schöpflöffel, mit dem das Wasser dem Kessel entnommen wird, auch in einem ganz bestimmten Winkel zum Körper liegen, der Arm muß bei jeder Bewegung während der Zeremonie einen bestimmten Winkel zum Körper, die Hand zum Arm, der Finger zur Hand haben. Die Neigung des Halses, ja selbst der bei den Bewegungen entstehende Faltenfall des Kimonos und seiner Ärmel ist von ausschlaggebender Bedeutung für das Gelingen des feierlichen Aktes. Um diese Kunst der Teezubereitung zu erlernen, braucht ein Mädchen oft Jahre unter Anlei-



In Bewegung und Körperhaltung der Japanerin drückt sich eine Grazie und Anmut aus, die man schon beinahe als Reifeigentümlichkeit bezeichnen möchte.



Die moderne junge Japanerin versteht auch europäische Kleidung mit Geschmack zu tragen.





Im Gegensatz zum traditionellen komplizierten Haaraufbau findet bei der modernen Japanerin die schlichte europäische Frisur in ihrer Einfachheit und Bequemlichkeit immer mehr Anklang.



Unterricht in der zeremoniellen Teezubereitung. Uralter Tradition folgend unterzieht sich selbst die moderne Japanerin dem Studium dieser schweren Kunst, deren Erlernung jahrelange Zeit beansprucht. Jede Bewegung, Körperhaltung, Armhaltung, Fingerhaltung, ja selbst der Faltenfall des Kimonos ist hierbei vorgeschriebenen Gesetzen unterworfen.

tung einer Lehrerin. Ob es wohl eine Studentin in Europa gäbe, die Geduld genug hätte, ihre Zeit so wahrhaft unproduktiv anzuwenden?!

Auch das Blumenstecken ist eine Kunst, die unbedingt in das Erziehungsprogramm jedes besseren japanischen Mädchens hineingeht. Auch zur Erlernung dieser Kunst brauchen sie oft Jahre. Aber hier ist die Zeit nicht verschwendet, hier handelt es sich tatsächlich um eine Kunst oder — vielleicht besser ausgedrückt — Kunstfertigkeit, in der die japanische Frau in der ganzen Welt wohl unerreicht dasteht. Mit wenigen Blumen oder Blütenzweigen stellen sie Blumenarrangements zusammen, wie es ihnen keine Europäerin nachmachen kann.

Am deutlichsten jedoch kommt der Unterschied der europäischen und der japanischen Frau wohl im Liebesleben zum Ausdruck.



Die Geisha ist nicht nur Tänzerin und Sängerin, sondern auch bei Tafelfreuden als anregende Gesellschafterin gern gesehen.

Die Liebe ist für unsere Frauen — trotz des uns Europäern nachgesagten Materialismus — immer noch der Höhepunkt des Empfindens. Die „Liebeszeit“ — wenn ich mich so ausdrücken darf — bedeutet für unsere Frauen mehr oder weniger ein Reifen, eine Entwicklung persönlichster Eigenschaften, während sie in Japan auch heute noch eine Angelegenheit der Familie ist. Da gibt es kein Blickwechselln zwischen jungen Liebenden, nichts von suchenden, tastenden Annäherungsversuchen, die der Liebe doch erst die Würze geben. Kommt das junge Mädchen in das heiratsfähige Alter, so halten die Eltern nach einer passenden Partie Umschau. Und zwar bedienen sie sich dazu eines Vermittlers, der eine erste Zusammenkunft der in Frage kommenden jungen Leute in seinem Hause arrangiert, um ihnen Gelegenheit zum gegen-



„Chorgirls“ hinter den Kulissen. Auch bei den Theaterkostümen macht sich der europäische — oder noch mehr amerikanische — Einfluß bemerkbar.



Geishas bei einer Tanzvorführung.



Japanische Köchin. Sie scherzt mit ihrem Fischhändler, wie es auch ihre europäischen Schwestern mit ihren Lieferanten tun.



Japanische Bäuerin, die — wie schon ihre Urahnen — auch heute noch Hosen bei ihrer Arbeit trägt. An Festtagen trägt natürlich auch sie ihren Kimono, ihr „gutes Seidenes“.

seitigen Kennenlernen zu geben. Nun, vom „Kennenlernen“ in unserm Sinn kann gar nicht die Rede sein. Meistens bestreitet die Kosten der Unterhaltung der Vermittler. Der junge Mann betrachtet sich die Auserkorene nach Möglichkeit, während das arme Würmchen verschämt und verschüchtert mit niedergeschlagenen Augen dasitzt und nur verstoßene Blicke nach dem zukünftigen Herrn und Meister riskiert. Gewiß können beide, falls sie sich nicht gefallen, eine Eheschließung verweigern. Aber in der Praxis ist das doch recht selten der Fall, die Macht und damit auch die Entscheidung liegt eben in den Händen der Eltern, und hauptsächlich das Mädchen hat so gut wie nichts zu sagen.

Die gesetzliche Form der Eheschließung ist in Japan sehr einfach. Der Name der jungen Frau wird auf dem Bezirksamt des Mannes in seine Familie einregistriert, und die Sache ist erledigt. Die junge Frau aber ist auch tatsächlich in der Familie des Mannes verschwunden und verschlungen. Wenn sie nur ihrem Gatten „gehorsam“ zu sein brauchte, ginge es noch an, aber da sie meistens in dessen Elternhaus lebt, hat sie auch die Launen und Wünsche der alten Leute durchaus zu berücksichtigen.

Eine derartige Aufgabe ihrer eigenen Person wäre einer Europäerin nicht möglich. Wenn also behauptet wird, die Japanerin sei heute „modernisiert“, so trifft das doch tatsächlich nur auf mehr oder weniger äußerliche Erscheinungen zu. Aus dem vorher Gesagten ist ja leicht zu ersehen, wie zäh auch die moderne Japanerin an ihren alten asiatischen Gewohnheiten festhält. Tatsächlich ist es ja auch ein vollständig falscher Ausdruck, wenn oft behauptet wird, die Japanerin sei „europäisiert“. Sie ist doch schließlich von Blut und Rasse, Erziehung und Gewohnheit eine Asiatin und muß auch immer Asiatin bleiben. Denn unser Sein und Denken wird ja nicht durch Technik und Zivilisation, sondern durch die Art und Rasse von Geburt an bestimmt. Trotz aller Modernisierung wird ein Unterschied zwischen japanischen und europäischen Frauen immer bestehen bleiben. Und das ist gut so, sonst würde es auf unserer lieben alten Erde bald zu gleichförmig und langweilig werden.



歌川豊國画



柳亭種彦作



つゞき  
 べうもあぢえんどのわも  
 ぶあつさうさうさうのまのらと  
 ぶあつさうさうさうのまのらと  
 助にさちさう ゆまう  
 そんなへえぬびよと  
 さのひのう平あさるん  
 うのまのらのとつぎ

○のうまもくおぢにさうくとつじちれぱらん  
 女のまのらのとつぎ

あぢえんどのわも

○さうさうあぢえん

Schlussblatt eines Romans von Ryūtei Tanekiko.

# OPFERGANG

Novelle von Josef Winckler

Vor ungefähr siebenzig Jahren lebte in Ujikawa, das in der Nähe Osakas liegt, ein japanischer Kaufmann, ein Wollhändler, der es durch glückliche Spekulationen zu größerem Vermögen gebracht hatte. Sein Haus war ganz mit weißen Matten belegt, mit kostbarsten Bronzen und Möbeln aus lackiertem Ebenholz geziert. Aber er war ein Lebemann und ein Freigeist, der mehr nach fremden europäischen Grundsätzen handelte als nach altjapanischen. So kamen täglich nicht nur gesottene zarteste Bambussproßlinge, in Essig oder Zucker angemachte Seealgen und Fische in Sojasoße und die Delikatesse der Lotoswurzeln zum üblichen Reis mit Daikon, das heißt eingelegtem Rettig, auf die Tafel, sondern weit mehr noch Wildbret und sonstige Fleischspeisen, für welche man zu scherzhaftem Betrug harmlose Namen erfunden hatte, um die Götter zu täuschen. Erst recht den Ahnenkult hatte der Kaufmann als nutzlose Verpflichtung des Aberglaubens spöttelnd seiner Zivilisation geopfert.

Es war nun an einem heißen Sommertag, da bremste die hochrädrige Rikfscha, der mit einem verstaubten Menschen bespannte Eilwagen, vor der Hauspforte, und heraus sprang klirrend ein Krieger. Der trug den glitzernden Ringelbrustpanzer aus Stahlplättchen mit Haihäutchen am Halsfragen, gepuffte Eisenärmel zum Kettenhandschuh und Drachentopfhelm, den Hüftdolch samt Galaschwert nach Art der feudalen Samurai. Es war der Bruder des schönen Mädchens, das ahnungslos zum Zeitvertreib sich vergnügte, durchs Holzgitter des Hoffensters schillernd leichte Seifen-

blasen aus einem Porzellanvögelchen, ihrem Kinderspielzeug, in die Luft gaukeln zu lassen. Auf's höchste überrascht, verneigte sich das ziere Dämchen mit gekreuzten Händen vor dem Offizier des Kaisers und schämte sich zugleich der kindischen Spielerei. Dann trippelte die schöne Tochter des Kaufmanns voll Grazie, lächelnd, elastisch, flinkfüßig mit behender Scheu in ihrem leuchtend bunten Seidenkimono durch den wild wuchernden Garten über die Steine des Baches zur uralten Hausquelle, hier in einem Kupferkesselnchen kühles Wasser zu schöpfen, daß der Bruder nach der Hitze sich labe und wasche. Bald hockten sie auf den Sitzrollen und tauschten Geschwistergedanken des Wiedersehens und vieler Erinnerungen, während die Eltern noch in der Stadt weilten und erst am späten Abend heimkehren wollten. Aber unter den dünnen geschweiften Brauen schimmerte ihr schräges Amselauge in verhaltener Demut, denn auch dem Bruder gegenüber blieb sie die sanft dienende Frau, wie tausendjähriger Brauch es gelehrt.

Als endlich der Kaufmann mit seiner Gattin erschien und den vorgeschriebenen Formeln erster Begrüßung wieder Genüge getan, verwunderte sich der Offizier über die feiste Blässe des Vaters und die ernste Bedrücktheit der Mutter, wagte aber nicht nach der Ursache zu fragen, zumal der eilige Ruf zur Heimat ihn schon mit heißer Unruhe stachelte.

Da die Familie alsdann zum feierlichen Abendmahl speisend beisammen hockte und als Beigabe zum Tee in Zuckersirup getunkte Wespenlarven serviert wurden und mit Reis in Kohlblätter gewickelte duftende Krebse nebst Dsuki, Seetang und sogar Laffen voll Milch, die sonst ihrer Seltenheit halber nur als Arznei getrunken wird, begann der Kaufmann mit heiserm Rülpsen: „Meine Lieben, es ist das letzte leckere Mahl — wir sind bankrott; du hast zu lange, mein Sohn Ito, bei den Samurai in Hiogo gewieilt

— Ehre dem Mikado (und alle verneigten sich) — du mußt zurück in seinen Dienst, ich darf keinen Ersatzmann stellen, wenn Japan in Gefahr ist! Aber mir fehlt deine Kraft; ich vermochte in diesen bösen Zeitläuften das Geschäft nicht allein zu führen. Der letzte Buddha des Hauses ist bereits verpfändet — nichts gehört mir; so habe ich beschlossen, als armer Mann nach Kobé zu ziehen, um dort in der fremden Stadt vom Bettel zu leben und der Schmach meines Ruins zu entgehen, die mich hier sonst aus allen Mäulern des Neids und der Schadenfreude umfläffe!“

Er saß, an die achtundsechzig Jahre alt, ein müder Mann mit edeln Zügen, aber seine Augen blickten grün. Zur Feier der kurzen Heimkehr seines Sohnes in das Festgewand gehüllt, mit den seltsamsten Kleiderflügeln aus hansenem Gewebe, welche nur zu höchsten Anlässen getragen werden. Der Offizier hockte bewegungslos. Die Fersen unter ihm begannen zu zittern, doch er führte gemessen die Hände zur Stirn und verneigte sich nur vor diesem traurigen Bekenntnis des Vaters. Der fuhr fort, voll zaudernder Unsicherheit: „Ich habe bis zur Stunde geschwiegen und gekämpft — deshalb bat ich dich in Urlaub, damit du aus meinem eigenen Munde leichter die Wahrheit erträgest!“

Nun erkannte auch die Tochter den starren Stolz ihres Vaters, und ihr erster Gedanke, in den Regonnotaki zu springen, den Wasserfall der Selbstmörder am großen See, zerlächelte schon in Mut zur Bereitschaft: „Bin ich weniger verpflichtet als mein Bruder, der sich opfern darf? —“ Und faltete ihren Fächer.

Die Mutter erblaßte wie Papier, sie wollte aufschreien, ihre Arme hingen schlaff zu Boden und haltlos rannen Tränen über die Wangen. Denn sie wußte, sie durfte kein Wörtchen dawider sagen: heiligste Kindespflicht schändet

nicht, aus tausendjährigem Dienen fraulicher Selbstaufopferung nach dem Gesetz des Bushido!

Und die Tochter ging schon durch die Schiebetür und badete erst ihren Leib, man hörte ihr Plätschern im Zuber, man hörte sie dann ihre feinsten Kimonos zusammenpacken. Man hörte hinter den tapetendünnen Sommerwänden des Landhauses sie fröhlich summen und singen, so atembeklemmend still lag der dämmernde Speiseraum. Der Offizier nagte die Lippe. Der Vater schenkte mit dem langen silbernen Schöpflöffel noch einmal Tee in alle Tassen.

Jetzt trat die Tochter wieder hervor, Gesicht, Hals, Nacken grellweiß gepudert, daß sie wie ein fremdes Gespenst erschien, das schwarze Haar geschmückt mit brennender Lotosblüte, und kauerte zum letztenmal wieder im Familienkreis. Sie stellte die Laterne neben sich.

Niemand sprach. Schweigend tranken alle zum Klirren des Tablett. Dann trippelte sie auf ihren rotlackierten höchsten Ziersandalen, ihr Kleiderbündel auf dem Rücken, fernhin mit der Laterne über den Hof auf die Gasse und verkaufte sich für das künftige Zehrgeld der Eltern, für zweitausend Yen als Geisha an ein Teehaus in der Stadt...

Japan ist ewig jung und alt. Der Kaufmann erkannte, wie tief sie alle trotz Aufklärung noch in dem altheiligen Gesetz des Landes der aufgehenden Sonne verzaubert wohnten, ob im Harakiri des Kriegers, seinem Herrn im Jenseits zu dienen, ob in der gleich ehrenvollen Hingabe der Tochter aus Kindespflicht, die Eltern von Not zu retten. Und wallfahrte still mit seiner greisen Frau zum Götterberge Hiyesan.



*Silberreiher*

*Nach einem Holzschnitt von Professor Walter Klemm.*



*Weißer Pfau*

*Nach einem Holzschnitt von Professor Walter Klemm.*

# Frau im Schatten

Roman von Fred Nelius

(Fortsetzung und Schluß)

Tiefer Daunenwinter fiel ins Land. Die Flocken rieselten vom Himmel und die Kälte flirrte an den Scheiben. Wenn Lügerode jetzt den Wirtschaftshof durchschritt, sah man die warme Atemfahne, die er ausstieß. Das Schloß der Wespach war in tiefem Schnee verhüllt. Still und einsam war es in der Umwelt draußen, still und einsam auch in den Räumen des Schlosses.

Wespachs frohes, lautes Lachen war verstummt. Er war verreist; Geschäfte hielten ihn für längere Zeit in Breslau auf. Lügerode hatte mehr zu tun als sonst. Er vertrat den Herrn und war von morgens früh bis spät am Abend in der Wirtschaft tätig. Er wollte lernen und er lernte, wo er konnte. Von dem alten gräflichen Inspektor vermochte er immer weniger sich zu trennen. Er fühlte, wie sich neuerwachte Kräfte in ihm regten. Immer stärker kam ihm der Gedanke, einmal für sein Eigentum zu schaffen und die väterliche Scholle wieder zu erwerben.

Die Gräfin war in dieser Zeit fast niemals zu sehen. Meist saß Lügerode allein mit Liselotte beim Essen in dem großen Speisezimmer. In Gegenwart des Dieners sprach



man nur von Dingen, die sich an der Oberfläche täglichen Geschehens hielten. Lüzgerode gütig, höflich, aber immer mit der starren Härte in den Zügen. Liselotte warm und herzlich, mit dem Ausdruck frauenhafter Güte in dem Goldgrund ihrer braunen Augen. Manchmal vereinte sie noch beide eine späte Abendstunde in dem Herrenzimmer Wespachs. Liselotte hatte dann ihre Handarbeit im Schoß, die Zigarre Lüzgerodes brannte und aus der großen Ständerlampe floß das Licht um beide Menschen. Eine warme Herzlichkeit durchströmte diese Stunden, dann löste sich die harte Kruste um die Seele Lüzgerodes. Die Bitterkeit verslog und die Stimmen seines Grames wurden stiller.

In dieser Zeit geschah es einmal, daß er Liselotte gegenüber von Maria und von seiner Ehe sprach. Er war nachmittags etwas früher aus der Wirtschaft gekommen und betrat die Bücherei, die neben dem Musikzimmer gelegen war. Lüzgerode setzte sich und griff nach einer Zeitung. Eben wollte er die große Ständerlampe vor dem Sessel andrehen, als er merkte, daß im Nebenzimmer zwischen hohen Palmen eine Lampe glühte. Jemand saß am Flügel. War es Liselotte? Er stand auf. Nach den ersten Schritten zur Tür erkannte er die Schwestertracht. Liselotte war allein. Ihre Finger ruhten auf den Tasten; ein paar Töne perlten auf, sie begann zu spielen.

Da blieb Lüzgerode stehen und lauschte. Unweit von ihm hob der Kopf Liselottes mit der Schwesternhaube sich vom goldenen Licht der Lampe ab.

Leise ging er zurück an seinen alten Platz, setzte sich und hörte zu. Eine flüchtige Müdigkeit und Abgespanntheit überfielen ihn, eine sonderbare Sucht zu träumen und sich abzuspannen.

Da brach das Spiel ab. Minutenlang war es still, nur der schwarze Abend raunte und der Sturmwind klagte.

Wöglichlich ein Akkord — vom Flügel her . . . zart, so wie ein Hauch, wie müde weiße Rosen seufzen, Blätter fallen, wie Blumendüfte, die im Wind zerstäuben.

Liselottes klare Stimme setzte ein. Leise und verhalten erst, dann lauter und zu vollem Klingen wachsend . . .

„ — — — sprach von Lieb und Sehnen  
und dabei und dabei  
wurden feucht mir Haar und Wangen  
feucht von seinen Tränen!“

Es war das Lied, das ihm Maria oft gesungen hatte . . . das litauische Lied von Chopin.

Lügerode stöhnte; leblos und verfallen lag er in dem Sessel. Liselotte hatte mit dem Singen aufgehört. Sie wandte ihren Kopf und erblickte Lügerode. Da stand sie auf und machte ein paar Schritte von dem Flügel nach der Thür zum Nebenzimmer. Auch er erhob sich; seine Züge waren immer noch gelöst von innerer Bewegung.

„Liselotte, ich war indiscret und habe zugehört. Sind Sie böse?“

Eine leichte Röte flutete über ihre Wangen und verbte. „Nein, ich wüßte keinen Grund, warum ich böse sein sollte, Herr von Lügerode.“

Nun brach es aus ihm aus, wie unter einem Föhn der leidenschaftlichen Erregung, die das Eis von seiner Seele schmelzen ließ. „Liselotte, Kind . . . ich habe einmal eine Frau gehabt, die mir das Liebste und das Kostbarste auf Erden war. Sie hat mich verlassen. Früher hat sie mir das Lied gesungen, das Sie eben sangen. Daran dachte ich und da — — —“

Sie sah in die zerrissenen, gramdurchfurchten Züge Lügerodes und grenzenloses Mitleid würgte ihre Kehle. „Herr von Lügerode“, sagte sie mit leiser Stimme, „ich ahne, daß Sie schweres Leid im Herzen tragen. Vielleicht tut es Ihnen gut, einmal davon zu sprechen. Haben Sie Vertrauen zu mir. Sprechen Sie, als wären Sie allein; ich werde mich nicht rühren und nichts sagen.“

Da erzählte er von seiner Ehe . . . von Maria, alles, was er von ihr wußte, alles, was sich zugetragen hatte.

Liselotte hörte zu und fühlte heißes Brennen in den Augen. Ein Zucken lief um ihren Mund.

„Das ist schwer, das ist furchtbar schwer. Aber sind Sie nicht vielleicht zu hart gewesen, haben Sie nicht allzu streng Gericht gehalten über Ihre Frau und ihre Liebe? Es mag sein, daß eine schwere Schuld auf ihrem Leben liegt. Ich kann es nicht ermessen; doch gesündigt hat sie nicht an Ihnen und an Ihrer Liebe. Daher sollte Ihre Liebe stark genug sein, um sie freizusprechen.“

Sah von diesem Wort getroffen, senkte er den Kopf. „Was könnte dieser Freispruch nützen — ihr und mir?“

„Das müssen Sie selbst wissen, Herr von Lügerode. Ich glaube — viel, denn jedes Unglück findet seinen Maßstab an der Kraft und an der Schwäche eines Menschen. Und Sie sind ein Mann, Sie sind stark. Den andern stützen und ihm helfen ist der tiefe Sinn in jeder Ehe.“

Lügerode starrte in die Luft. Er holte mühsam Atem. „Meine Frau hat mich belogen und betrogen, Liselotte.“

„Sie ist fort und kann sich nicht verteidigen. Wir wissen nichts vom Kampfe jener, deren Lebenswege zwischen Hell und Dunkel schwanken. Wir sehen immer nur die gerade Linie. Sie wird als Richtschnur eingehalten und gelebt von Kind zu Kindeskindern. Unser

ganzes Leben ist so eingestellt. Es kennt kein Schwanken und kein Seitwärtsgleiten.“

Wieder wie ein Urtheil traf ihn dieses Wort, wie ein strafendes Gericht. Er schwieg.

Da sagte Liselotte leise: „Und sie hat Sie doch gewiß so liebgehabt. Wahrscheinlich wissen Sie es gar nicht, wie.“

Lüzerode mußte gegen eine wunderliche Rührung kämpfen und schüttelte den Kopf.

„Wissen Sie denn wie?“ fragte er.

„Ich entnehme es aus dem, was Sie mir von ihr sagten. Wir Frauen fühlen das. Wir haben einen sechsten Sinn für solche Dinge.“

Lüzerode schwieg. Er ging, den Kopf gesenkt, die Arme auf dem Rücken, in dem Zimmer hin und her. Liselotte sah ihm nach, trostlos grübelnd, und verfolgte jeden Schritt mit Bangigkeit. Endlich blieb er vor ihr stehen.

„Liselotte, das sind Worte, wie sie mir noch nie ein Mensch gesagt hat, die mich tief ins Innerste der Seele treffen. Lassen Sie mich jetzt allein damit fertig werden. Gute Nacht.“

Er stand dicht vor ihr und spürte ihre Frauennähe. Da zog er ihre Hände, eine nach der andern, an den Mund und sagte — so wie er zu ihr gesprochen hatte, als sie noch ein kleines Kind war: „Liebe, liebe, kleine Liselotte!“

Wespach war von seiner Reise zurückgekommen. Er brachte Lachen, Fröhlichkeit und die neuesten Witze mit. Abends schallte wieder seine frohe Stimme durch die hohen Räume, und manchmal nach dem Abendessen schluchzte seine Geige. Doch das Echo fehlte. Lüzerode lachte nicht, und auch in den Zügen Liselottes stand tiefer Ernst. Manchmal trafen sich die Blicke beider wie in

stillem Einvernehmen. Lüzgerode ließ die Wiße Wespachs über sich ergehen, ohne zuzuhören, denn ihm war nach Wißen nicht zumute. In seiner Seele war ein heißes Branden von Gefühlen, die nach einer Klärung rangen.

Eines Tages packte er die Koffer und erklärte Wespach, daß er kurze Zeit verreisen müsse.

„Nanu, verreisen?“ fragte der. „Wohin? Sind dir hier die Füße kalt geworden?“

„Nein, ich muß nach Dresden, um dort dringende Geschäfte zu erledigen. In längstens einer Woche bin ich wieder hier.“

Wespach machte „hm“ und schwieg. Aha, er hat auf meinen Rat gehört und will mit seiner Ehe reinen Tisch machen, dachte er. Wahrscheinlich leitet er die Scheidungsklage ein. Lüzgerode aber saß zwei Tage später in dem Wartezimmer einer großen Dresdner Auskunftei. Langsam und quälend verging die Zeit. Ein paar andere Menschen warteten gleich ihm. Lüzgerode sah sie nicht, er starrte vor sich hin auf den Teppich. Widerwärtige Hupentöne kreischten von der Straße an sein Ohr. In dem obern Stockwerk keifte eine Frauenstimme. Wieviel Mißklänge hat das Leben! dachte Lüzgerode. Wieviel Qual und Ekel heißt sich in den Nerven fest! Endlich ging die Thür zum Nebenzimmer auf. Auf der Schwelle stand ein kleiner, dicker Herr.

„Bitte!“

Lüzgerode neigte flüchtig den Kopf und trat ohne Hemmung durch die offene Thür ins Nebenzimmer.

Der Februar neigte sich zum Ende. Zeitig zog der Frühling diesmal in das Land. Trotz des kalten Windes, der noch wehte, lag er in der Luft und in den Gliedern. Die Sonne wärmte, ja sie brannte fast. Der Schnee war



*Der Bauernwagen in der Kleinstadt.*



*Das Auto in der Kleinstadt.*

weggeschmolzen und Kiebigz gaukelten an feuchten Wiesenrändern. Auf den Stoppeln und den grünen Winteresaaten, überall, wohin man schaute, gab es Hasenzhochzeit. Überall erwachte in dem Glanz der Sonne neues Leben. Die ersten Butterblumen hoben schon die Köpfehen. In den Gräben quakten Frösche und fern vom Gildenpforter See erklang der sonderbare Werberuf der Haubentaucher.

Gräfin Wespach rüstete zur Reise nach Meran, Schwester Liselotte sollte sie dabei begleiten. Lüzgerode hatte das Gefühl, einen Freund an ihr zu verlieren. Es war ihm manchmal, als ob eine stumme Frage in den Augen Liselottes läge. Doch seine Miene blieb verschlossen. Niemand wußte, was in seiner Seele vorging.

Dann kam der Tag, an dem die beiden Damen fuhren. Wespach hatte sie nach Greiffenberg begleitet. Er war innerlich bewegt. „Weißt du“, sagte er zu Lüzgerode, als er heimkam, „so ein Menschenherz ist doch ein schnurrig Ding. Es fühlt die Liebe erst so recht, wenn es zum Scheiden geht.“

Nun war die Gräfin fort. Doch niemand sonst als Wespach fühlte eine Lücke durch ihr Fernsein. Im Gegenteil, es schien, als sei ein Bann von Gildenpfort gewichen. Die Leute liebten ihre kranke, hochmutsstarre Herrin nicht. Man atmete freier, seit sie fort war. Wespach ritt und fuhr jetzt häufiger zu den Gütern in die Nachbarschaft hinüber. Ohne daß es Lüzgerode hindern konnte, ohne daß er es recht merkte, zog auch ihn allmählich die Geselligkeit in ihren Bann. Es geschah jetzt mehr als früher, daß zur Dämmerstunde Autos oder Wagen vor der Auffahrt hielten. Dieser oder jener von den alten Freunden Wespachs kam jetzt, weil man wieder einmal in dem Gildenpforter Hause lachen konnte und



man nicht mehr auf die kranke, unbequeme Hausfrau Rücksicht nehmen brauchte. Man plauderte zusammen, trank ein Püßchen oder einen steifen Grog, aß zu Abend, machte ab und zu ein Spielchen, und man sagte, wenn man sich zum Lebewohl die Hände reichte: „Also dann auf Wiedersehen, Wespach. Selbstverständlich bringst du deinen Hausgenossen mit, wenn du wieder mal zu uns herüberkommst.“

Lügerode sträubte sich. Dann kam es stets zu einem Ach und Krach mit Wespach. „Du versauerst, alter Lügerode“, sagte der. „Mach mir nicht die Schande, daß man über dich als Sonderling die Köpfe schüttelt. Du willst dich hier im Kreise seßhaft machen, dazu ist es nötig, daß du mit den Leuten Fühlung kriegst. Das ist doch klar.“

Lügerode gab dann manchmal gegen Wunsch und Willen nach. Oder man fuhr nach dem Städtchen in das Gasthaus „Goldener Stern“. Immer traf man dort in dem Hinterzimmer mit den Buzenscheiben und dem alten dunkeln Hausrat Herren aus der Nachbarschaft. Man machte Viehweger, dem Gastwirt, ein paar gute Flaschen locker, unterhielt sich über Ernte, Wirtschaftsdinge, Politik, hechelte Bekannte durch, spielte schließlich seinen Skat und fuhr dusselfelig wieder heim.

In dieser Zeit geschah es einmal am Nachmittag, daß der Diener einen Brief für Lügerode in sein Zimmer brachte. Dieser Brief kam von der Dresdner Auskunftei. Als Lügerode die gedruckte Aufschrift auf dem Umschlag las, überließ ihn unversehens das Empfinden einer feigen Schwäche. Er stützte seinen Kopf in beide Hände und hatte Angst, den Umschlag aufzureißen. Er spielte ernsthaft mit dem Wunsche, dieses Schreiben einfach uneröffnet fortzuschließen, sich in seinen Regenrock zu

knöpfen und in irgend eine Waldeseinsamkeit zu flüchten. Dann bezwang er sich, öffnete den Brief und las. Der Aufenthalt Marias war ermittelt worden. Die Nachforschungen nach ihr hatten folgendes Ergebnis:

„Frau Maria Josepha Stefanie von Lägerode verw. Gutberg geb. Sibon, ist geboren Wien am 20. April 1903. Wohnt zurzeit unter ihrem frühern Namen: Frau Maria Gutberg in Monte Carlo im Riviera-Palace-Hotel. Ist im Besitze eines 8/30 Buic. Reist ohne Begleitung oder Dienerschaft. Hält sich täglich in dem Spielkasino auf und spielt sehr hoch. Trotzdem ist sie scheinbar ohne Mittel.“

Als Lägerode diesen Brief gelesen hatte, war er bleich geworden. Seine Nerven waren noch so hilflos und zerrissen, daß er schmerzhaft das Empfinden hatte, seine kaum verharschten Wunden würden mit einem stumpfen Messer neu geöffnet. Er saß da, die Arme auf der Brust verschränkt, den Kopf hart angezogen, die Stirn gesenkt, den Blick entseelt nach innen eingestellt.

Lange saß er so. Endlich kam er zur Besinnung und stand auf. Sein Entschluß stand fest. Nach dem Abendessen nahm er Wespach an die Seite.

„Wespach, ich muß fort. Meine Frau hält sich in Monte Carlo auf. Ich will wissen, wie ich mit ihr stehe. Das war deine Meinung auch. Im übrigen — — —“

Wespach nickte. „Ist schon gut, mein Kerlchen. Meine Meinung war zwar anders, aber das ist unmaßgeblich. Schließlich mußt du allein am besten wissen, was du tust. Nach einer alten Binsenwahrheit tritt der Trieb in solchen Fällen an die Stelle der Vernunft. Das Selbstverständliche wird Irrwahn und belanglos, die Vernunft wird Nebensache. Der Trieb diktiert und das einzig

Geistige besteht in der Gehirnfunktion, die diese Triebe über alle Schranken fort zur Lösung führt.“

„Du bist furchtbar geistreich“, höhnte Lüzgerode. „Alles das ist mir zu hoch. Ich hab' auch keine Lust und Zeit, mich damit aufzuhalten. Mein Entschluß steht fest. Ich reise morgen früh. Und nun Dank für deine Gastfreundschaft, mein Alter.“

„Lüzgerode, Gastfreundschaft — — —“ Wespach packte beide Hände Lüzgerodes. „Kerlchen, Kerlchen, sag das gar nicht. Du weißt, wie du mir fehlen wirst. Also komm bald wieder, rat' ich dir. Man erwartet euch in Guldensport: dich — und, wenn es angeht, deine liebe Frau. Muß ich dich das noch versichern? Gott befohlen, Lüzgerode. Hals- und Weinbruch für die Reise.“

„Sechs, vier, Rot gewinnt, Farbe verliert.“

Maria sah die Dinge um sich wie durch Nebel. Die Luft umher bedrückte sie. Es war, als ob der Fieberatem einem Feuerschlund entsteige, gespeist mit tausend Düften aller Welt. Sie suchte das geschliffene Kristallfläschchen mit kölnischwasser aus der Tasche und rieb die Stirn und die Schläfen ein. Ein dünner, scharfer Schmerz durchbohrte ihr Gehirn. Vor ihr stand ein dicker Spieler mit beperlter Glase. Unaufhörlich fuchteten des Dicken Arme durch die Luft. Mit der rechten Hand umkrallte er ein Päckchen Hundertfrankenscheine, in der linken hatte er ein schäbiges Geldbeutelchen als Amulett. Er verdoppelte jedesmal den Einsatz. Etwas von der Siedehitze, die das Blut des dicken Herrn erregte, ging auch auf Maria über. Immer stärker drückte sie der Strom der Menschen, der in ihrem Rücken anschwell, zu den andern hin nach vorn. Sie hörte wie im Traum die eintönige Stimme des Bankhalters. Dieses ewige: „Faites

votre jeu, Messieurs!“ Karten fielen unablässig in zwei Reihen vor ihr auf das grüne Tuch und verschwanden in der Versenkung unterhalb des Tisches. Scheine knisterten. Gold- und Silberstücke klirrten. Zierlichschlanke Karten reckten sich gleich einer dünnen Pranke, faßten ihre Beute, wurden eingezogen. Marias Finger hielten einen Hundertfrankenschein umkrallt. Es kribbelte in ihren Nerven. Jetzt wurde sie von den Menschen näher an den Tisch herangedrückt und hörte, wie der dicke Spieler schimpfte und zu seinem Nachbar sagte: „Ich schenke Ihnen hundert Franken, wenn Sie dem Lump von Kartenschläger ein paar 'runterhauen.“ Alles schwamm vor ihren Blicken: die Menschen, der gluthitze Saal, die hohen glasgedeckten Kuppeln, die leichtverhüllten Scheiben mit dem Dämmerlicht des Abends.

Mößlich, unter einer fiebernden Erregung, setzte Maria ihren Hundertfrankenschein auf Schwarz, im nächsten Augenblick schlug Rot. Die hundert Franken waren verloren.

Maria legte nochmals hundert Franken auf Schwarz. Zum zweitenmal schlug Rot. Ohne einen Augenblick zu überlegen, setzte sie zum drittenmal auf Schwarz. Mößlich wich die Spannung von ihr, sie hatte ihre Nerven wieder in der Gewalt. Scheinbar war die kurze Reihe Rot beendet, Schwarz gewann. Maria ließ Gewinn und Einsatz stehen. Unaufhörlich kam Schwarz, Stapel lilaweißer Scheine häuften sich auf ihrem Einsatz. Es schien, als ob es keine andere Farbe gäbe als Schwarz. Maria kämpfte mit dem Wunsch, das Geld an sich zu raffen und den Spielstisch zu verlassen. Aber eine räthelhafte Macht hatte von ihr Besitz ergriffen, so daß sie kaum noch wußte, was sie tat. Sie zog die Hälfte des Gewinnes an sich, die andere Hälfte ließ sie liegen. Dieses Mal schlug Rot und

der Rechen des Beamten zog Marias Scheine ein. Unbedenklich setzte sie den Rest des Geldes auf Schwarz. Der Spielerwahnsinn saß ihr im Nacken; sie sah kein Ziel und keinen Weg mehr vor sich. Wie gewaltiges Brausen klang es in ihr Ohr, wie Feuerringe tanzte es vor ihren Augen.

„Das Spiel beginnt.“

Maria nahm ihre kleine Ledertasche an sich und stand auf. Es hat ja doch keinen Zweck, dachte sie. Aber schon im gleichen Augenblick sagte der Beamte: „Drei, fünf, Rot verliert, Farbe gewinnt.“

In der ersten Reihe lagen dreiunddreißig, in der zweiten fünfunddreißig Augen. Schwarz gewann.

Während man Maria den Gewinn in Tausendfrankenscheinen zuschob, fühlte diese ihren linken Arm berührt. Ein kleiner, verwachsener Mann mit schiefen Schultern stand an ihrer Seite und flüsterte ihr zu: „Sehen Sie, gnädige Frau, wieviel Glück ich Ihnen gebracht habe! Kommen Sie, bitte, mit!“ Maria drehte sich herum, ließ den kleinen Fremden stehen und schob sich durch die Menschenwand nach rückwärts. Außerstande, klar zu denken, wurde sie von der Angst ergriffen, man könne ihr das Geld entwenden. Zielloos lief sie weiter, immer weiter. Als die Knie zitterten, setzte sie sich auf ein Ruhebett an der Wand und bemühte sich, darüber klar zu werden, was die neue Lage für sie auf sich habe. Sie hatte Geld gewonnen, sehr viel Geld, aber sie wußte auch, daß sie den Gewinn an irgend einen Spieltisch tragen und verlieren würde. Wahrscheinlich heute noch. Und wenn nicht heute, morgen oder in den nächsten Tagen. Alles das war stärker als sie selbst. Ihr Schicksal, Fatum, Kismet . . . pah! . . . wie das andere auch, wie ihr ganzes Leben in den letzten Jahren. Wieder fühlte sie das ganze

Drum und Dran des Spielsaals auf sich wirken . . . den Hochgeschmack des Lebens, den sie brauchte. Sie war jetzt in dem Saal, in dem das Surren der Roulette und die eintönigen Rufe der Gehilfen des Bankhalters erschollen, und überlegte eben, ob sie nach der Wechselstube gehen und einen Teil des Geldes sich in Dollarscheine umwechseln lassen solle, um die angelaufene Rechnung im Riviera-Palace-Hotel zu bezahlen.

Da sah sie plötzlich Lüzgerode.

Lüzgerode war an demselben Abend angekommen und in einem mittlern Hotel am Boulevard de la Condamine abgestiegen. Dann ging er nach dem Riviera-Palace-Hotel, jenem Prachtbau über den Tresoren des weltberühmten Crédit Lyonnais und dem märchenschönen Blumengarten Boulingrin, wo er nach Maria Gutberg fragte.

Man gab ihm zur Antwort: „Die gnädige Frau ist nicht auf ihrem Zimmer.“

„Wo ist sie dann?“

Der Empfangschef zuckte die Schultern. „Nun, wo soll sie sein, mein Herr? Wahrscheinlich in dem Spielkasino.“

Lüzgerode geht also hinüber zu dem Spielkasino, das mit seinem grellen, weißen Prachtbau in der Parkumrahmung sich erschließender Granaten, Aloen, Magnolien, Margueriten, Oleander und Agaven wie ein Märchenwunder vor ihm liegt. Er wirft noch einen Blick zu dem dicht besetzten Café de Paris, dem Kasinoeingang gegenüber. Eine Kapelle spielt dort und elegante Menschen sitzen unter bunten Schirmen in der heißen Frühlingssonne.

Lüzgerode steigt die Treppe zum Kasino aufwärts in den Borraum. Durch eine Kette glattrasierter Diener in ge-

stiechten, goldbetreften Fräcken gelangt er zu der Thür des ersten Saales. Würdevolle Herren, die den Eingang überwachen, prüfen Lüzgerodes Ausweiskarte und mustern unauffällig und diskret seinen Anzug.

Lüzgerode sieht sich um und fühlt ein Würgen in der Kehle. Soll er hier Maria wiederfinden, hier in dieser Luft aufgepeitschter Nerven und des Spielerwahnsinns? Aus dieser Hölle holt man keine Dame, am allerwenigsten eine Frau von Lüzgerode. Er tritt an einen der Roulettetische, der am wenigsten belagert ist, und sieht verständnislos dem Spiele zu. Felder, Namen, Nummern tanzen wirr vor seinen Augen. Er hat keine Ahnung, was die Felder vor ihm bedeuten sollen. Gold- und Silberhaufen liegen auf dem Tisch, werden durch die Rechen der Beamten eingezogen oder den Gewinnern zugeschoben. Alles dies erscheint ihm sinn- und wahllos, ohne ein erkenntliches System, ist ihm außerdem auch gleichgültig, so furchtbar gleichgültig. Er hat andere Sorgen, die ihm auf der Seele brennen.

Seine Falkenaugen suchen um den Tisch herum die Menschen ab. Maria ist nicht unter ihnen. Natürlich nicht, denkt Lüzgerode, denn — — — Unerträglich ist ihm der Gedanke, daß er sie hier finden könnte, trotzdem der Wunsch danach in allen seinen Fibern brennt.

So drängt er sich wieder durch die Menschenwand nach rückwärts, wird von einem Strom erfasst und von diesem nach der Thür zum nächsten Saal getragen.

Möglichlich — durch alle seine Nerven zuckt ein Schrei — erblickt er Maria.

Bei Gott, sie ist es, geht es ihm durch den Kopf. Sie muß es sein, obwohl sie sich bemerkenswert verändert hat. Sie ist nur noch ein Schatten der Maria, die er

kennt: elend, abgemagert, mit irren und verstörten Augen. Sie ist elegant wie immer, trägt ein Kleid aus parmaveilchenfarbenem Stoff und einen breiten Hut aus gleichgefärbtem Stroh mit lila Orchideentuff. Die weiche Fülle ihrer Glieder ist gewichen und an ihre Stelle eine franke Magerkeit getreten. Aber Lúgerode kennt die leichtgeschwungene, feine Nase von Maria, den Bogen ihrer Lippen, er kennt die schönen dunkeln Augen, das tiefe Schwarz der Haare und den leichten, fast erdgelösten Gang.

Maria hat ihn fast mit ihrem Kleid gestreift, aber ihre Blicke waren starr nach vorn gerichtet. Die Menschenwelle hat sie dicht an ihm vorbeigespült. Lúgerode und ihr Schicksal gingen dicht an ihr vorüber, ohne daß sie ihre Augen wandte.

Wie ein Blitz durchzuckt es Lúgerode. Ist er denn verheert, beseffen? Erlebt er hier in dieser Hölle einen Wachtraum? „Maria . . .!“ ruft er und bleibt stehen. Maria aber hastet weiter. Angst und Wahnsinn prägen sich in ihren Augen, irgend etwas Rätselhaftes, das man nicht in Worte fassen kann. Lúgerode dreht sich um und ruft noch einmal ihren Namen. Sein Gesicht ist kreidebleich geworden. Maria aber hat sich immer mehr von ihm entfernt. Er versucht, an sie heranzukommen, macht noch ein paar Schritte vorwärts, tritt zurück, wie eine Katze, die zum Sprunge ansetzt und sich duckt. Ein Strudel Menschen wälzt sich vor ihm her, zwischen ihr und ihm . . . ein Chaos Köpfe, Körper Schreitender und Drängender.

Plötzlich ist Maria verschwunden . . . fortgeweht . . .

Lúgerode stößt und schiebt sich vor. Eine Angst, die keine Grenzen kennt, sitzt ihm im Nacken und kalter Schweiß steht auf der Stirn. Was ist los? Was um



Gottes willen ist geschehen? Warum hört und sieht Maria nicht, wenn er sie anruft? Hat sie den Verstand verloren? Ist er selbst verrückt geworden? Wenn er sie nicht einholt . . .? Wenn sie ihm entgleitet . . .?

Er geht nicht mehr, er läuft und schiebt die Menschen rücksichtslos zur Seite, mit den kräftigen Armen macht er Stöße wie ein Schwimmer, der stromauf kämpft, und wird selbst geschoben, gestoßen und getreten. Alles ist ihm gleich. Nur vorwärts. Es gibt für ihn nur noch ein Ziel, nur eine Sehnsucht. Dieses Ziel und diese Sehnsucht sind Maria.

Doch Maria ist und bleibt verschwunden. Das Trugbild hat sich aufgelöst. Erschüttert bleibt Lúzerode stehen, zieht das Taschentuch hervor und wischt den kalten Angstschweiß von der Stirn.

Lúzerode überlegt. Was soll er tun? Pläne und Gedanken wirbeln jäh durch sein Gehirn. Ist Maria noch in einem von den vielen Sälen, in dem Menschenchaos dieses fürchterlichen Spielkasinos? Oder ist sie fort?

Er geht zum einzigen Ausgang dieser Hölle nach dem Borraum. Dreißig mächtige Säulen, die eine reich mit Kandelabern und Vasen ausgeschmückte Wandelhalle tragen, stehen dort wie eine Ehrenwache. Das gedämpfte Licht aus matten Deckenscheiben ist der Stimmung der figurenreichen Malereien angepaßt. Ein Kommen und Gehen übereleganter Menschen auch hier: Damen vornehmster Gesellschaftskreise, Kokotten und Kokette, neben übereleganten Kavaliern aller Länder. Lúzerode wartet zehn Minuten und späht mit Falkenaugen durch die Menge. Er sucht und sucht, alles ist vergeblich. Da geht er, so rasch ihn seine Füße tragen können, nach dem Riviera=Palace=Hotel, um zu fragen, ob Maria dort ist.

Gerötet und erhist vom schnellen Laufen tritt er ein und fragt: „Ist meine Frau . . . ist Frau Maria Gutberg schon auf ihrem Zimmer?“

„Frau Maria Gutberg? Nein, mein Herr, nicht mehr. Sie hat soeben das Hotel verlassen, um in ihrem Auto abzureisen. Vielleicht treffen Sie sie noch. Wenn Sie sich bemühen wollen, bitte dort, durch Ausgang C.“

Lüzerode eilt zum Ausgang C und gelangt durch diesen Ausgang zu dem Parkplatz und den Autoschuppen. Eben startet dort ein kleiner weißer Buic, dessen Rand mit rosa Streifen abgesetzt ist. Lüzerode sieht noch einen breiten Frauenhut aus veilchenfarbenem Stroh mit lila Orchideentuff. In schneller Fahrt saust das Auto an ihm vorbei und biegt zur Straße ein.

Im nächsten Augenblick ist Lüzerode nur noch Nerv, Entschluß und Energie. Ein großer Wagen steht in seiner Nähe an dem Tank und hat Benzin genommen. Der Wagenführer ist gerade fertig. „Wollen Sie sich heute abend tausend Franken verdienen?“ fragt ihn Lüzerode.

„Gern, mein Herr.“

Schon ist Lüzerode auf den Vordersitz gesprungen. „Vorwärts!“ ruft er. „Fahren Sie dem kleinen weißen Buic mit rosa Streifen nach. Sie müssen ihn erreichen, mag es kosten, was es wolle.“

Sekunden später liegt der große Wagen auf der Spur des kleinen weißen Buic und jagt in Richtung Nizza. In der Ferne sieht man noch den großen veilchenfarbenen Hut mit lila Orchideentuff im Strom der Autos. Dieser große Strohhut ist das Ziel Lüzerodes. Sein Auto jagt in hoher Fahrt in Richtung Nizza. Vor ihm liegt der kleine Buic. Es geht bergab . . . bergauf . . . in Windungen und Kurven. Der Schienenstrang einer Bahn liegt

unten tief am Meer. Dann saust die elektrische Bahn von Nizza nach Monte Carlo auf der Straße wie ein Spuk vorbei. Cap d'Ante mit Hotels, Terrassen, Hängen schwingt seine Blütenfahnen rot und weiß und lila, gelb und rosa in das Tal. Spitze Berge mit den Kronen alter Schlösser ragen auf. Tannenwälder oder Palmenhaine senken sich in sanftem Grün zum Meere. Links winkt das Ufer mit in allen Farben abgetönten Villennestern. An dem süßen, zauberhaft von Waldesgrün umfaßten Beaulieu fliegt der Wagen vorbei . . . am Cap Ferrat und an der Bucht von Villefranche vorüber . . . zwischen steilen Felsen, jähen Schluchten, in den starren Stein geschlagenen Pässen — — —

Der kleine Buic Marias führt und Lüzgerode folgt.

Plötzlich kommt Marias Wagen außer Sicht. Es ist an einem jener in den Stein geschlagenen Pässe, die in scharfen Zickzacklinien längs der Felsen laufen und zu deren Linken sich ein unermesslich tiefer Abgrund auftut. Lüzgerode fiebert und befiehlt dem Mann an seiner Seite, noch mehr Gas zu geben. Dieser aber schüttelt seinen Kopf und zeigt nach links, wo jäh der Abgrund gähnt. Also geht es weiter, immer scharf im Zickzackkurs, bis der Weg sich gabelt, nach rechts hin zwischen Felsen weiterläuft und nach links hin breiter, freier wird.

Halt! Welchen der beiden Wege hat Maria eingeschlagen, ist sie rechts gefahren oder links? Lüzgerode nimmt aufs Geratewohl die Straße, die nach Nizza führt. Doch der Buic Marias ist nicht mehr zu sehen, ist mit einem Male von der Erde aufgeschluckt . . . Das unbeschreiblich blaue Meer liegt jetzt zur Linken, die Smaragdnen lieblicher Gestade, bunte Farbenwunder üppiger Blüten . . .

Endlich Nizza.

Lüzerode blieb in Nizza, wie erschlagen von dem Neuen, Unbegreiflichen, was sich begeben hatte: Maria floh vor ihm, vor ihrem Mann! Sie hatte ihn dereinst belogen und betrogen. Heute wollte sie ihn nicht mehr kennen und ergriff die Flucht wie ein Verbrecher. Lüzerode stieg der Zorn in die Schläfen und eine abgrundtiefe Scham. War diese Frau noch wert, daß man die Finger nach ihr streckte? Er war geneigt, die Frage zu verneinen. Sollte er noch weiter nach ihr forschen lassen? Nein, er war kein Häfcher, der sich weiter wie ein Spürhund auf die Fährte der Entflohenen legte. Wie ein schwerer Schlag schlug die Erkenntnis auf ihn ein: die Lür war zum zweitenmal ins Schloß gefallen zwischen ihm und ihr. Ihrer beider Schicksal hatte sich vollzogen, folgerichtig, unabwendbar.

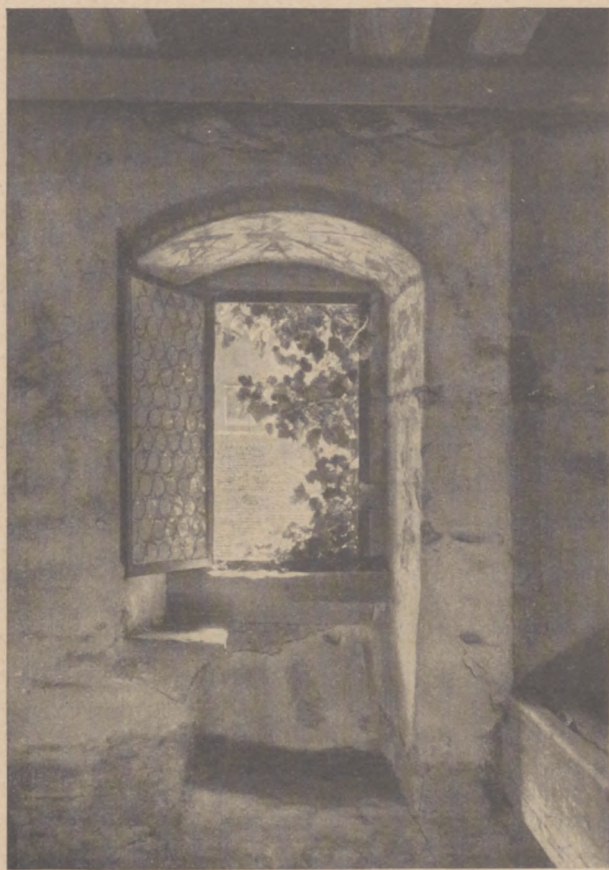
Es war, als wenn ein Totenwurm an seiner Seele nage. Tage kamen für ihn, die ihn wieder rettungslos zur Beute grenzenloser Bitterkeit und Selbstzerfleischung machten. Zielloos irrte er durch die Straßen, immer mit dem Gedanken spielend, irgendwo Maria zu begegnen. Umrankt von Rosen und von lila Blüten der Bougainvillea, zwischen den Drangengärten und Olivenhainen, zwischen Dolden und Mimosen liefen diese blumigen Straßen zu und längs dem Meere: die Promenade des Anglais, die Avenue de la gare, die Boulevards Dubochage und Victor Hugo. Durch die blaue Luft zog Blütenrausch von Hyazinthen und Levkojen, von Jasmin und Tuberosen und Narzissen.

Am Abend eines dieser Tage kam Lüzerode aus dem alten Park des Grafen von Cassole. Er hatte Angst vor dem Alleinsein und vor der grauen Einsamkeit seines Zimmers. So setzte er sich in eines der Kaffeehäuser an der Promenade des Anglais und verfiel in schwere Lethargie.

Boulevards und Promenaden waren dicht belebt. Verkäufer aller Völker drängten an die Tische, boten Sperngläser, seidene Decken, Orientteppiche und kleine Hündchen feil. Seidenäffchen waren schon für weniges Geld käuflich, entzückend kleine Tierchen, die die Damen in dem Täschchen tragen konnten.

Wie einfach schien das Leben! Die Göttin Freude saß auf ihrem Thron und lächelte. Gab es Sorge? Gab es Leid? Wo um Gottes willen gab es eine schöne und noch immer heißgeliebte Frau, die an ihrem eigenen Mann vorbeiging und vor ihm floh?

Lüherode stützte seine Stirn in beide Hände und überließ sich ohne Hemmung den Gedanken, die ihn zu zermürben drohten. Mit einem Male aber war es ihm, als klänge eine Silberstimme in die Ohren. Es war die Stimme Liselottes, die ihm sagte: „Das ist schwer, das ist furchtbar schwer. Doch Sie sind ein Mann, und Sie sind stark, nicht wahr?“ Und plötzlich war nicht nur die Stimme Liselottes bei ihm, sondern auch ihr Bild. Er sah die gütigen, klaren Augen wieder vor sich, ihre feinen, reinen Züge mit dem Ausdruck frauenhafter Güte. Eine Sehnsucht überfiel ihn plötzlich nach ihr, ein Gefühl, als ob er Ruhe finden würde, Tröstung und Erlösung von dem Herzweh, das ihn so bedrängte. Er hatte noch gar keine Pläne für die Zukunft. Nur hier in Nizza hielt er es nicht länger aus. Der Gedanke an Maria würde ihn quälen und vernichten. Andererseits graute es ihm davor, nach Guldensfort zu fahren, in den kalten, grauen Norden, in die Einsamkeit mit Wespach. Und wie er so dasaß und die Bilder und Gedanken ihn umspannen, da dachte er an das, was Liselotte ihm kürzlich aus Meran geschrieben hatte: „Hier ist ein tiefbeglückender und märchenschöner Frühling. Eine Woge



Phot. Laji, Stuttgart.

Klosterzelle in Alpirsbach.



Phot. Lajz, Stuttgart.

Ein schöner Brunnen in Ulm.

Weilchenduft ist um uns her. Körper und Seele müssen hier gesunden.“

Da war es Lúserode, als ob er plötzlich wieder Ziel und Weg erkennen könne. Es war, als hätte Liselotte ihn gebeten: „Kommen Sie.“ Es war, als ob ihn jemand rief und die Hände nach ihm ausstreckte: ein guter Mensch, ein Mensch, der selber Seelenfrieden hatte und der andern Seelenfrieden bringen konnte.

Es wurde Frühling im Burggrafenamt, viel zeitiger als daheim im fernen Deutschland. Es wurde Frühling zuerst im tiefen Tal an den geschützten Stellen, in den Gilfanlagen, wo die Passer täglich stärker rauschte von dem Schnee, der wegschmolz droben in den Tälern, aus denen sie ihr Wasser zog. Frühling in den Gärten und Kuranlagen. Grün lag auf den Sträuchern. Aus den dicken Knoten der Kastanien sprangen Knospen und taten sich wie Hände auf, die ihre Finger nach den Seiten spreizten und ihre Blätter daraus wachsen ließen. Alles stand im grünen Kleide da. Als es nun im Tal begann zu grünen, zu duften und zu blühen, da kroch der Lenz auch langsam auf die Berge. In den höhern Lagen färbten sich und füllten sich die Wipfel der Kastanien. Das Buschwerk, das die scheinbar nackten Felsen überdeckte, fing an zu grünen, so daß die Platten und die Schroffen von der Ferne aus gesehen wie mit einem raschgewebten Teppich überzogen schienen. Dafür fraß die Sonne an dem Schnee der Platten und der Grate wie ein Feuer. Täglich nahmen Sonnenkraft und Sonnendauer zu. Die Wärme stieg, die Vögel sangen heller, die Blätter wurden dichter, die Farben jünger, frischer, bunter. Obstbäume blühten duftig, schneeweiß von ferne, rosa, wenn man näher trat.



Ja, der Frühling hatte Einzug in Meran gehalten, nicht nur draußen, wo es wuchs und blühte, sondern auch in allen Menschenherzen. Die Gesichter strahlten, die Kleider wurden hell, die der Frauen weiß. Immer neue Menschen kamen an. Die Pensionen, die Hotels und Villen füllten sich. Jeden Morgen herrschte Gedränge an der Kurmusik. Bei dem Rennen wogte es auf der Tribüne. Am Nachmittag zogen die Menschen in die Weite, zu den Aussichtspunkten und den Schlössern, zu Besuch, zum Tennis und zum See. Auf allen Wegen traf man Wagen, die in eines der Seitentäler strebten, nach Tirol, nach Lana, ins Pässeier.

In Obermais, ganz in der Nähe, wo die Gräfin Wespach mit Schwester Liselotte wohnte, hatte Lüzgerode Unterkunft gefunden. Er kam häufig zu den beiden Damen und saß mit ihnen im grünenden Garten, wo es still war, wo kein Luftzug wehte und der Friede spann. Hohe Hecken liefen um den Garten, Zedern neigten ihre Äste tief zur Erde und Lebensbäume stiegen steil und hoch zu Pyramiden auf.

Lüzgerode war von dem Wiedersehen mit der Gräfin tief erschüttert. Er fühlte, diese Frau war eine Todgeweihte. Sie sah blaß aus, sehr blaß. Aus ihren Augen sprachen Leid und baldiges Verklärtssein. Sie war auch milder, gütiger geworden; es schien, als habe sie der Tod bereits berührt und als ob die Seele schon hinüberschauere nach der Welt, von der es keine Rückkehr gibt. Die Gräfin fühlte sich so matt, daß sie die größte Zeit des Tages ruhen mußte. Immer quälten sie die Schmerzen, doch sie klagte nicht. Selten kam ein herbes Wort aus ihrem Munde. Sie schien Freude darüber zu empfinden, daß jetzt Lüzgerode hier war, nickte freundlich, wenn er sie besuchte, und zeigte ein mildes Lächeln.

Auch auf Liselottes Zügen lag ein Lächeln des Verglücktseins, als sie Lüzgerode wieder sah. Sie hatte ihn mit einem freundschaftlichen Händedruck begrüßt und ihre Augen strahlten. „Jetzt, so scheint mir, ist erst richtig Frühling in Meran geworden“, sagte sie und lächelte ihr stilles, gütiges Lächeln. „Möchte er auch Ihnen Stärkung und Erleichterung Ihrer Sorgen bringen, Herr von Lüzgerode.“

„Bringt er das denn wirklich?“ fragte Lüzgerode und aus seinen Worten klang der Zweifel.

„Ja. Denn wo Sonne, da ist Licht, und wo Licht, da ist Gesundheit.“

„Ach du großer Himmel, Liselotte, das sind goldene Worte. An der lieben Gräfin aber merkt man leider nichts von dieser Wirkung.“

Sie schüttelte den Kopf und in ihre Augen trat ein feuchter Flor. „Dazu ist es schon zu spät. Die Lebensuhr der Armsten ist abgelaufen. Der Arzt glaubt nicht, daß sie den Sommer übersteht.“

Lüzgerode starrte traurig in die Luft und holte mühsam Atem. „Sie ist jung und hat noch jemand, der sie liebt und den sie wiederliebt. Das ist ein Lebenszweck. Wenn doch ich an ihrer Stelle sterben könnte!“

Liselotte sah ihn an und las den tiefen Gram in seinen Zügen. Da nahm sie seine Finger in ihre linde, weiche Hand und strich darüber hin, tröstend und beruhigend. „Nicht so bitter, Herr von Lüzgerode. Aber Sie sind jung und das Leben liegt auch vor Ihnen. Nicht wir bestimmen über unser Sterben. Mit jeder schweren Stunde sollen wir ins Leben wachsen, das Kreuz auf unsere Schultern nehmen und es nicht im Staube schleppen lassen. Alles, was uns zufällt, kommt von Gott, der unser Schicksal leitet; nur können wir nicht erkennen, was er mit uns

vorhat. Wenn Sie mir doch glauben wollten, Herr von Lüzgerode.“

Aber Lüzgerode glaubte nicht. Das, was Liselotte sagte, waren fromme Sprüche, die den Weg zu Gottes Thron finden mochten, aber nicht zu seinen. Die Dinge, die geschehen waren, ließen sich nicht ungeschehen machen. Man kam mit Trost und schönen Worten, wie sie Liselotte zur Verfügung standen, daran nicht vorbei. Sie rückten mehr und mehr in eine abgegrenzte und bestimmte Ferne und verloren dessenungeachtet nichts von ihrem Schrecken und ihrer Bedeutung.

Einmal, als sie beide in dem stillen Garten saßen und die Gräfin schlief, erzählte Lüzgerode Liselotte von seinem Aufenthalt in Monte Carlo, dem Wiedersehen und der unbegreiflichen und feigen Flucht Marias. Danach war es still geworden zwischen beiden. Lüzgerodes Züge waren hart und böse. Liselotte sah es und ein Zucken lief um ihren Mund.

„Armer . . .“ sagte sie. „Armer, armer, lieber Freund.“

„Bin ich noch zu hart gewesen?“ fragte Lüzgerode.

Sie schüttelte den Kopf und fühlte heißes Brennen in den Augen.

„Nein, Sie sind nicht hart gewesen“, sagte sie. „Aber Ihre Frau erkennt Sie und hat Angst. Sie kommt mir vor wie jemand, der den rechten Weg verfehlt, in die Irre geht und in den Abgrund taumelt. Sie glaubt, die Lüge sei bequemer als die Wahrheit. Sie hat ihren Halt und ihren Stolz verloren. Das ist schlimm. Man verliert sein Leben, wenn man sich nicht aufrafft, diese Kette ohne Ende zu zerreißen, die die Menschen an den Füßen schleppen, mit der Feigheit und der Lüge Schluß zu machen und der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.“

„Und wo liegt die Wahrheit, Liselotte?“

„Im Gewissen.“

Das ging Lüzgerode nach. Er wälzte diese Worte Liselottes schwer und mühsam in dem bitterwehen Schädel und befragte sein Gewissen. Liebte er Maria noch nach allem, was geschehen war? Sein Blut schrie auf und sagte „ja“. Aber lag die Liebe im Blut, lag sie nicht im Herzen? In seinem Herzen aber waren Schutt und Trümmer von Altären, die geborsten waren. Der Zorn stieg daraus empor wie eine Fackel. Und er mußte an die Worte Wespachs denken: „Glaubst du wirklich, daß du je darüber fortkommst, was geschehen ist und was dir deine Frau getan hat? Ich kenne dich und sage ‚nein‘.“

Hatte Wespach recht?

Und wieder war der Schatten tiefer Hoffnungslosigkeit auf Lüzgerodes Seele. Alles Licht in ihr erlosch.

Die Tage gingen hin und alles blieb sich gleich: die Leiden in der Seele Lüzgerodes und die ewig junge Sonne. Wenn es irgend anging, fuhr die Gräfin im Rollstuhl, den Schwester Liselotte schob. Lüzgerode schritt daneben, seine starken Finger auf den Griff gelegt, um Liselotte ihre Mühe zu erleichtern. Meistens gingen sie die sonnigen und stillen Obermaiser Wege, vorbei an Villen, die im Dunkel immergrüner Bäume lagen. Vorbei an Schlössern, hochragend aus der Minnesängerzeit, als hier das Adelsparadies gewesen war. Vor ihnen türmten sich die Berge, die schon damals auf das Thal mit seinem Menschentreiben blickten, steinern, eisumgürtet, unbeweglich, ungerührt wie heute, die Berge, die den Windstoß brachen, der dahergefahren kam über die Ötztaler Ferner, der Stubaiäer Gletscher. An einer sonnigen, geschützten Stelle wurde dann der Fahrstuhl sorgsam aufgestellt. Von Liselotte und Lüzgerode unterstützt, stieg die

Kranke aus, die Kissen wurden zurechtgerückt und die Blicke schweiften in die blaue, weite Ferne.

Da grüßte oberhalb des Naistals der Zffinger herein, schneebestäubt, und neben ihm das Haflinger Hochtal. Von droben blinkte in der Senkung von den Sonnenstrahlen scharf beleuchtet das Wahrzeichen der Meraner Gegend auf: Sankt Katharina mit der Scharte, mit dem Turm, der sich scharf heraushob von dem wolkenlosen blauen Südländhimmel. Auf der andern Seite lag ein breiter Einschnitt, hinter ihm als Abschluß, schneebedeckt: das Passeier . . . Andreas Hofers Heimattal. Das Zielthal sah man und den Eingang in den Bintschgau ahnte man durch einen schrägen Sonnenkegel, der den Marlinger Berg von der Gfallwand und der Kirchbachspitze trennte.

Man konnte nicht mehr denken, nur noch fühlen. Die Gedanken schwiegen und die Seelen wurden still.

Einmal, als sie so zusammen saßen, war die Gräfin vor Ermüdung in der Hitze eingeschlafen. Lüzgerode träumte in die Ferne. Seine Blicke schweiften rundum, vom Ortler, vom höchsten Berg der Ostalpen, dem dadurch ein Nimbus um das Gipfelhaupt gewunden war wie eine Krönung, die Bergeskette weiter, bis zu ihrem Ende, dem Gantkofel, der wie eine Nase, ein gewaltiges Profil ins Etschtal stürzte. Da fühlte er eine linde, weiche Hand auf seinem Arm. Es war Liselotte. „Dort drüben sieht man Bozen“, sagte sie.

Er stöhnte auf und dachte an den Rosengarten, an seine Hochzeitsreise mit Maria und an die Verse Walters von der Vogelweide.

Liselotte sah, daß sein Gesicht sich verfinsterte, und fragte ratlos: „Ich habe Ihnen doch nicht weh getan mit meinen Worten, lieber Herr von Lüzgerode?“

„Nein, nein. Nur die Erinnerung überkam mich wieder. In Bozen war ich einmal glücklich, so unsagbar glücklich wie noch nie in meinem Leben. Ich habe unvergeßlich schöne Tage meiner Hochzeitsreise mit Maria dort verlebt.“

Sie begriff sofort und zog wie unter einem Schmerz die Hand zurück. „Verzeihen Sie.“

Er schüttelte den Kopf und quälte sich ein Lächeln auf die Lippen. „Nun sind Sie mir aber böse, Liselotte.“

„Ich bin nicht böse, nur in Ihrer Seele traurig.“ Sie drehte ihren Kopf zu ihm hin und hatte eine Bitte in den Augen.

„Nicht traurig sein! Alles geht vorbei. Auch das Leid. Es wird alles wieder gut.“

Dann zeigte sie mit ihren schlanken Fingern in die Runde und fuhr leise fort: „Man muß nur viel nach draußen schauen und nicht immer in die arme, müde Seele lauschen.“

Dort vor ihnen dehnte sich das lachende und herrliche Burggrafentum. In der Tiefe streckte sich das Etschtal in dem Sonnengoldgeflimmer. Ein leichter Dunst lag über ihm gleich einem Schleier, so als dürfte es die ganze Schönheit noch nicht voll enthüllen, und es schien zu sagen: „Seht mich an, ihr Menschen, seit Millionen Jahren bin ich hier, Tausende von Geschlechtern sah ich werden und auch wieder in den Staub versinken. Nur ich stehe unverändert, unbeweglich. Ihr müßt kommen und auch wieder gehen wie das Herbst- und Wintersterben jeden Jahres, aber immer wieder wird es Frühling, ist der Lenz von neuem siegreich über alles Sterben. Ihr saht mich mit erstorbenen Zweigen, mit dem Grau der Wiesen, dem fahlen Lärchenwald, dem kahlen Busch am Bergesabhang. Nun aber grünt das alles wieder

und ist neu erwacht aus der Verwesung. Die Blätter sind entfaltet, die Blüten duften, auf den Auen sprießt und wächst es überall. Noch seid ihr hier, aber bald vergeht ihr und liegt drunten und seid glücklich in dem Frieden meines Schoßes. Ich jedoch, ich bleibe und ich werde immer bleiben.“

Eines Morgens stand die Gräfin Wespach nicht mehr auf. Sie war kränker geworden, und als Lüzgerode klopfte, um die Damen abzuholen, trat ihm Liselotte mit verweinten Augen in der Thür entgegen.

„Es geht schlechter, Herr von Lüzgerode, so schlecht, wie man gar nicht sagen kann. Der Arzt glaubt, daß es nur noch Monate, vielleicht auch nur noch Wochen bis zum Ende dauern kann. Die Kranke hat trotz aller Schwäche nur den Wunsch, noch einmal ihren Mann zu sehen und daheim zu sterben. Sie will nach Guldensport zurück, trotz aller Schwierigkeiten des Transports, und ich muß ihr diesen Wunsch erfüllen.“

Lüzgerode war erschüttert. „Werden Sie sie lebend heimbekommen, Liselotte? Alles lastet jetzt auf Ihrer Schulter.“

„Nicht mehr, als ich ertragen kann.“

„Soll ich Sie begleiten, Liselotte?“

Sie zeigte wieder ihr liebes, wehes Lächeln. „Nein, Sie müssen bleiben. Wir beiden Frauen können keinen Mann gebrauchen, und Sie würden auch nur im Wege sein. Gott wird mir schon helfen. Viel vermag auch der Wille eines Menschen.“

Lüzgerode schwieg. Was sollte er ihr sagen? Er griff nach ihrer Hand und küßte sie. Und um das Herzweh, das ihn jäh bedrängte, irgendwie zu lösen, sagte er: „Wann werden wir uns beide wiedersehen, Liselotte?“

„Ja, wann? Das steht bei Gott.“

Noch immer hielt er ihre Hand in seiner, suchte ihre Augen und eine Bitte stand in seinen.

„Erfüllen Sie mir einen Wunsch. Bleiben Sie in Guldensfort, wenn alles aus ist.“

Eine Weile stand sie starr und reglos, dann warf sie stolz den Kopf zurück.

„Nein, das kann ich nicht. Ich will nicht von Almosen leben und muß mir eine neue Arbeit suchen.“

Fäh von diesem Wort getroffen, zog er seine Hand zurück. Wieder trafen sich ihre Blicke.

„Nun sind Sie auf mich böse, Herr von Lützerode.“

„Nein, Sie haben recht. Also Gottes Segen für die Fahrt und tausend Wünsche für die Gräfin — — — und für Sie!“

Dann nahm er ihren Kopf in seine Hände und drückte seine Lippen auf die Mädchenstirn. „Gott befohlen, Liselotte.“

„Gott befohlen, Herr von Lützerode.“

Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß er Liselotte nicht mehr sehen würde, heute nicht und in den nächsten Tagen auch nicht — — — und wer wußte denn, ob überhaupt noch einmal!

Die beiden Damen waren abgereist, und Lützerode blieb allein zurück. Nun erst kam ihm zum Bewußtsein, was ihm Liselotte in den Tagen des Meraner Aufenthalts gewesen war. Ihm war zumute, als wäre eine lichte, bessere Hälfte seiner Seele abgebrochen. Oft, wenn er an Maria dachte, schob sich Liselottes Bild vor seine Augen, mit der weißen Schwesternhaube und den haselbraunen Haaren. Die Gedanken an Maria und an sie verschlungen und verwirrten sich, so daß er sich nicht



mehr zurecht fand in dem Durcheinander seines Fühlens. Manchmal klang ihm eine Frauenstimme in die Ohren. Da mußte er erst überlegen, war es Liselottes Stimme oder die Marias?

Immer mehr neigte sich der Lenz dem Sommer zu. Die Tage wurden länger und die Hitze stieg. Der Sonnenball stand feurig glühend an dem unbeschreiblich blauen Himmel. Wenn nicht die Wasserläufe plätschernd durch die Anlagen und Weingärten geflossen wären, hätte alles dort vertrocknen und versengen müssen. An den Feigenbäumen saßen längst die Früchte und in den Weingärten hingen schon die dicken Traubendolden. Die Glyzinien an den Veranden zeigten nur noch wenig Blüten, nicht mehr lila, sondern schon gebleicht von Licht und Luft, weiß, matt, verwelkt, bereit zum Sterben. Die Fremden reisten ab, und Lüzgerode irrte durch die menschenleeren Straßen, durch die stillgewordenen Kuranlagen, in denen nur noch die Kinder der am Orte Angeseßenen im Schatten der Bäume spielten. Er stieg, sobald der Tag erwachte, in die Weingärten hinauf, die von dichten Rebenranken überwuchert waren, oder streifte durch die Obstplantagen im Etschtal, kletterte die Berge hoch zu Burgen und Ruinen, zu den Schlössern: zu der Fragsburg, zum Katzenstein, nach Schenna, Auer, Lehenberg, Tirol, Turnstein und wie sie alle heißen mochten, jene Zeugen mittelalterlicher großer Zeit des Landes. Am liebsten saß er oben im Naistal im Schatten eines riesigen Nußbaums und blickte von der Höhe in das sonndurchglühnte Thal und in die Ferne. Immer wieder fiel sein Blick nach jener Stelle, wo er Bozen liegen wußte. Immer wieder gingen die Gedanken rückwärts zu der Zeit — zwei Jahre war es her —, wo er mit Maria dort gewesen war. Immer stärker fühlte er die Sehnsucht in

sich, noch einmal dorthin zu fahren, jene Stätten seines Glücks nochmal zu sehen. So stark war diese Sehnsucht, daß er eines Tages seine Koffer packte und nach Bozen reiste.

Wieder stieg er im „Greiff“ am Plage Walters von der Vogelweide ab. Alles war wie einst. Wieder drängte sich die Menge und saß am Abend auf den weit hinausgeschobenen Stühlen. Vom Dunkelsamt des Himmels blinkten Sterne und von fernher ragte in den Glanz der Himmelslichter König Laurins Rosengarten.

Die Mädchen gingen heute noch wie damals mit den Burschen bei den Klängen der Musik spazieren, die Nelke hinterm Ohr, mit weißen Zähnen, in der schwarzen Pracht des Haares. Alles wie an jenem Tage, da er mit Maria hier gefessen hatte.

Da stand Lüzgerode auf und ging erinnerungstrunken auf dem Plage auf und nieder, an der andern Seite, fern vom „Greiff“, daß die Musik ihm nicht so in die Ohren klänge. Manchmal blieb er stehen und sah hinauf zum Rosengarten. Immer mächtiger packte ihn die Sehnsucht nach der Pracht der Felsenwirnisse dort oben. Die Riesenmauer mit den wilden Türmen links daneben stand so unbeweglich wie sie gestanden hatte seit Milliarden Jahren. „Was seid ihr Menschen“, sagte sie, „die ihr kommt und geht, zwei- und dreimal in der kurzen Zeit von hundert Jahren?“

Langsam trat er zu dem Denkmal Walters von der Vogelweide, der dort oben stand in der versteinerten Ruhe und der einst gesungen hatte von der Minne, die die Bonne zweier Herzen ist. Und noch einmal dachte er an den Abend, als der Dichter sie beide in dem Dunkel seines Schattens ihre Lippen aufeinander drücken sah: Lüzgerodes Lippen auf die Lippen von Maria.

Im wilden Hochtal am Rosengarten, wo nichts mehr gedeiht, umstarrt von den gewaltigen Klüften, brachte Lüzgerode ein paar Tage zu. Nur Einsamkeit und Felsen waren um ihn. Hier fühlte er sich wohl, hier war der rechte Ort für seine Seelenstimmung.

Es war ein trüber Tag, als er hinaufkam in die große Einsamkeit des Hochgebirges. Endlich lag die Hütte vor ihm, wo er wohnen wollte mit dem Führer, den er sich gemietet hatte — ein Würfelchen nur in der Welt der Steine. Er erhielt ein kleines Zimmer für sich allein: ein schmaler Raum mit einem guten Bett und Tisch und einem Stuhl. Da räumte er seine Sachen ein, hing den Wettermantel und die Kleider auf und machte einen Tisch zurecht, auf den er das Bild Marias stellte. Die Welt lag abgeschnitten hinter ihm. Manchmal kamen Gäste, Wanderer der Berge, täglich wechselnd. Lüzgerode machte kleine Touren mit dem Führer. Immer, wenn er heimkam, waren jene schon fort, die am Abend vorher in der Hütte Raft gehalten hatten, und neue waren wieder da, die herüberkamen von dem Grasleitenspaß, von der Kölner Hütte, von dem Karer See oder aus dem Passertal. Es war ein Wechsel wie in einem Gasthaus in der Reisezeit.

Eines Abends saß ein Kreis von Fremden um den Tisch der großen Gasthausstube. Es schienen solche zu sein, die nicht auf die Spitzen stiegen, keine Hochtouristen, sondern schlichte Freunde der Natur, die still von einer Hütte nach der andern gingen: zwei ältere Ehepaare, Männer mit ihren Frauen, schon ergraut, mit ernstern Zügen, dabei ein paar junge Leute, wahrscheinlich ihre Kinder, noch nicht ganz erwachsene Burschen und ein junges Mädchen.

Lüzgerode saß allein an einem Tisch, sah auf die Fa-

milien in ihrem heitern Genuß des Daseins, und ein schmerzhaftes Gefühl der Wehmut überkam ihn. Er fühlte sich vereinsamt, grenzenlos vereinsamt, und er hätte ihnen sagen mögen: „Nehmt mich auf in euerm Kreis für einige Stunden. Seht, ich bin allein, ich habe niemand. Erzählt mir und laßt mich erzählen.“ Da ging plötzlich die Thür auf. Ein Mann trat ein, groß und schlank, aber schon gebückt und mit ergrauten Haaren, einem kurzgehaltenen Spitzbart und mit eingefallenen Zügen.

Lügerode sah ihn, und ein blüthhaftes Erkennen überzuckte ihn. Dieser Mann war Sibian, der Bruder Marias. Doch er hatte sich völlig verändert. Sibian erkannte Lügerode anscheinend nicht oder wollte ihn nicht kennen. Er setzte sich an einen freien Tisch in einer Ecke, drehte Lügerode den Rücken zu, gab der Wirtin die Bestellung auf und aß die derbe Kost der Hütten.

Zum erstenmal, seitdem er oben in dem Rosengarten war, schlief Lügerode nicht in dieser Nacht. Er lag da, die Hände überkreuzt, und wiegte den Oberkörper hin und her. Es war der körperliche Ausdruck dessen, was in seiner Seele schwang. Die Erinnerung überkam ihn, Gestalten, Schatten standen wieder auf und aus den kaum verharschten Wunden sickerte das Leid. So lag er lange, ohne Schlaf zu finden. Erst als der Morgen nahte, schlief er ein. Aber als der Tag erwachte und die Stimmen in der Hütte lauter wurden, sprang er auf. Seine Schläfen und die Augen brannten. Er wusch und kühlte sie mit frischem Wasser; dann ging er in das Gasthauszimmer. Sibian war nicht zu sehen, nur die zwei Familien saßen dort, tranken ihren Tee und sprachen von den Plänen, die sie für die heutige Wanderung hatten. Sie wollten in das Passatal hinunter, und der eine von den

Söhnen sagte: „Der alte Herr, der gestern abend hier war, ist schon fort. Du, das ist ein Kerl! Er will die Bazolettürme heute ohne Führer machen.“

„Trotz des Nebels?“ fragte ihn der Vater.

Der große Junge riß die Fenster auf und zeigte in den Nebel: „Da — es wird schon heller.“

Wenig später brach man auf. Die Führer waren angekommen, Rucksäcke wurden aufgeschnallt, Bergstöcke und Pickel in die Hand genommen, und man war entschlossen, auf den Laurinpaß hinaufzugehen, um von dort der Kletterkunst des Führerlosen zuzusehen. Lüzgerode schloß sich mit dem Führer ihnen an.

Die Nebel wurden lichter. Vereinzelt blickte eine winzige Ecke blauer Himmel durch. Man schritt den wilden Felsenpfad hinan, über das Geröll und schwere Blöcke kletternd, dicht daneben die gewaltige Wand des Rosengartens, auf der andern Seite noch im Nebel die Türme von Bazolett. Es währte lange, bis man oben auf dem Gartel stand. Ein kleiner See lag dort; hier machten die Fremden aus der Hütte Raft. Lüzgerode ging mit dem Führer noch ein Stück weiter, denn er wollte sich nicht unterhalten. An dem Einstieg zu der Rosengartenwand setzte er sich mit seinem Führer auf einem Felsblock nieder. Es war kalt, und der Niederschlag des Laues lag auf dem Gestein. Weit hinaus sah man die Halden mit dem Riesenschutt, die steil in die Schluchten bis zur Bazoletthütte niederfielen. Auf der andern Seite von dem Gartel ragte hoch die Laurinwand empor, noch vom Nebel dicht verhangen. An ihrem Fuß hin lief durch das Geröll ein schmaler Fußsteig, der sich unterhalb des Delagoturmes in dem Fels verlor.

Lüzgerode war allein geblieben. Sein Führer war hinabgeklettert zu den Leuten unten an dem kleinen See



Photo: Emil Engel.

*Fontäne im Park von Sanssouci.*



Photo: Scheuzenhammer.

*Sonnenwendfeier.*

im Bartel, die ihn gerufen hatten, die Gegend zu erklären. Lüzgerode ließ sich rückwärts sinken, auf die Ellbogen gestützt. Er träumte in die Ferne und empfand nichts weiter als die Heiligkeit und Größe der Natur um sich herum. Da kam ein Wind dahergebraust, der wie ein scharfes Messer in die Nebel schnitt, auf daß sie sich zertheilen mußten. Sie wallten auseinander, einen Trichter bildend, drängten wieder ineinander und zerflatterten zur Seite. Ein Sonnenstrahl beleuchtete das Bild, und an der Stelle, wo er hinten irgendwo auf eine Scharte fiel, flimmerte ein spitzer Fels, wurde oben im Himmel ein Stück Erde sichtbar.

Lüzgerode starrte aufwärts zu den fürchterlichen Thürmen, an denen jetzt der Wind die Wolken vor sich hertrieb und an die Wände prallen ließ. Er sah eine Kuppe, einen Gipfel, nadelgleich, fein, scharf. Da ertönte ein Prasseln, und ehe Lüzgerode recht begreifen konnte, was vorging, riß ihn jemand an die Seite. Er sah zwei Augen vor sich, zwei harte, graue Augen, deren Blick ihm auf die Stirne starrte, in das Leben, in das Herz. „Steinfall — — — Achtung, Lüzgerode!“ sagte eine harte, spottgefärbte Stimme.

Es war Siban.

Als Lüzgerode zur Besinnung kam, erklang ein fürchterlicher Donnerschlag, verzehnfacht durch das Echo. Im nächsten Augenblick riß die Wolkenwand, der gewaltige Vorhang, auseinander, sich von oben bis nach unten teilend, daß die Thürme sichtbar wurden. Rechts und links nur blieben noch die Felsen hängen, als ob sie sich nicht trennen könnten. Ein Band umwob die Spitze des Delagoturmes. Im nächsten Augenblick entschwand es, wurde fortgezogen, fortgewirbelt, weggespült, flimmerte in allen Farben auf den Felsen, und die Gipfel glühten.



Siban wies mit der ausgestreckten Hand hinüber. „Da, der Tempelvorhang reißt entzwei, mitten durch. Heißt es nicht so ähnlich in der Bibel, Lüzgerode?“

Lüzgerodes Züge waren grau geworden. „Ja, nachdem die Liebe und die Wahrheit an das Kreuz genagelt wurden“, antwortete er. „Soll ich es als Zeichen nehmen, daß auch heute die Erbärmlichkeit und Lüge vor mir stehen, Siban?“

Der andere tat unberührt; er strich die Worte Lüzgerodes gleichsam fort mit einer Handbewegung. „Ich bin nicht hergekommen, um zu streiten, Lüzgerode. Ich will Frieden schließen mit der Welt und auch mit Ihnen — um Marias willen.“

Lüzgerode runzelte die Stirn. „Frieden — — —? Ich nehme an, daß Sie mir vorher eine Beichte abzulegen wünschen.“

„Beichte . . . pah! Nennen Sie es, wie Sie wollen. Man kann auch sagen, daß ich mit dem Gatten meiner Schwester etwa zehn Minuten lang zu plaudern wünsche. In zehn Minuten werden Sie mich los. Ich will noch heute die Delagotürme nehmen. Dort herrscht klarere und reinere Luft als unten im Tal.“

Lüzgerode hob die Schultern. Seine Züge waren ungewöhnlich blaß. Flackernd lagen seine Augen in den Höhlen. Er entgegnete: „Ja, wahrscheinlich auch klarer und reiner als hier. Also, bitte, reden Sie.“

„Haben Sie Neigung für ein Märchen, Lüzgerode? Märchen sind doch immer hübsch für große Kinder. Meines trägt den Titel: ‚Frau im Schatten.‘ Es fängt wie alle Märchen an: ‚Es war einmal.‘ Aber darf ich rauchen, Lüzgerode? Ich habe dieses böse Laster, wie auch andere, immer noch nicht abgelegt.“ Eine kleine Pause entstand. Gelassen klappte Siban die Dose auf, nahm

sich eine Zigarette und steckte sie in Brand. Die Blicke beider Männer aber mieden sich; sie starrten in die Nebelschleier, die vor ihren Augen wallten, der eine trostlos grübelnd, der andere immer mit dem räthselhaften Ausdruck in den Augen. Dann fing Sibian an zu sprechen: „Also, sehen Sie, es war einmal — so beginnt mein Märchen auch — ein kleiner Junge irgendwo, der eine Mutter hatte, aber keinen Vater, oder ihn nicht kennen durfte. Das kommt häufig vor, nicht wahr? Derlei Kinder haben gleichsam schiefe Schultern, die eine tief, die andere hoch. Aus diesem Mißverhältnis wuchs dem Jungen sozusagen auch ein Höcker in der Seele, die eine Seite war dort tief vor Bitterkeit und Haß den Menschen gegenüber, die andere hoch vor Ehrgeiz und der Sucht, den Großen dieser Erde gleich zu werden. Dieser so verwachsene Junge fand nun eines Tages einen edeln Menschen, der sich seiner annahm, der ihm seinen Namen gab, ihn adoptierte, ihn etwas lernen und studieren ließ. Als der kleine Junge groß war, ging er in die Welt hinaus und lernte sie in jeder Falte ihres Herzens kennen. Er reiste viel und geriet sehr bald in jene Kreise, die das Surren der Roulette und das Kartenfallen bei dem Bakkarat als herrlichste Musik erklären. Als er auszog, war er ein Grünhorn, und ein Siebenmalgesiebter, als er heimkam. Der alte väterliche Freund, der ihn als Adoptivsohn angenommen hatte, war inzwischen weggestorben. Dagegen lebte noch die Tochter dieses Mannes. Diese war ein kleines Kind gewesen, als ihr adoptierter Bruder in die Welt hinauszog. Inzwischen war sie voll erblüht, zu einer Schönheit und zur Frau geworden. Sie hatte sich mit einem Mann vermählt, der sie in einem goldenen Käfig hielt. Dann geschah es, daß der Gatte dieser Frau sein Geld verlor, sich erschöpf und seine Witwe völlig

mittellos zurückließ. Die Lage war trostlos für die schöne, vornehme Frau. Sie war im Luxus und im Reichthum aufgewachsen, verwöhnt wie eine Sperndiva, voller Lebensdurst und mit der ungefümmten Gier nach allem, was dem Leben Glanz und Freude gibt. Zwei Wege gab es jetzt für sie: Dürftigkeit und Armut oder Glanz und Reichthum. Der erste Weg war gerade, der zweite krumm und führte meist durch Sumpf und Unkraut. Die schöne Frau entschied sich für den zweiten. Es muß zugegeben werden, daß dabei der Einfluß ihres großen Bruders eine wesentliche Rolle spielte, Sie werden gleich erfahren, welchem Ziel der Einfluß dieses Bruders nachging. Er fuhr mit ihr beispielsweise nach Monte Carlo, ließ sie dort spielen und verlieren und sagte ihr, daß das Verlieren Vorrecht der Dummen sei. Er suchte es der schönen, jungen Schwester klarzumachen, daß die Société des Bains de Mer et des Etrangers in Monte eine Bande Räuber und Banditen sei und daß man ihr den Krieg erklären müsse mit den gleichen Waffen. Die Systeme, jeder Talisman, die 'Maskotte', die Wunderkraft der Duckligen, alle Illusionen, die Erfahrung und Berechnung, alle Vorsicht, Kühnheit, Schlaueit seien blanker Unsinn, wenn man sich nicht wehre. Die Bank gewänne zahlenmäßig und mit mathematischer Gewißheit. War es möglich, selbst das Glück zu corrigieren, trotz des Heeres von Beamten, Dienern, Inspektoren, Oberinspektoren und Geheimagenten? Der große Bruder sagte 'ja' und erzählte seiner schönen Schwester von der feinen Kunst, die Bank zu täuschen, mit der Kenntniss eines alten Praktikers. Ich habe keine Zeit, mich über diese Künste länger zu verbreitern. Man begann mit einer ihrer niedrigsten, sich einen Einsatz anzueignen, der beim Zeitpunkt der Gewinnauszahlung

nicht gleich abgehoben wurde. Man nennt das ‚Waisenvater herrenloser Stücke werden‘. Aber andere Künste gab es, die besser und noch sicherer waren. Nun gut, man fing mit kleinen Dingen an, um sich dann mit wachsendem Erfolg den großen zuzuwenden. Der Bruder war ein Künstler und ein Meister dieses Sports. Er und seine schöne Schwester waren gerngesehene Gäste überall und fanden Eintritt in die höchsten Kreise. Der große Bruder hatte ein System herausgetüftelt. Er kannte einen ‚Schlüssel‘ für das Kartenlegen bei dem Bakkarat, der so wenig zu enträtseln war wie die Runen oder Hieroglyphen. Die schöne Schwester, die vermöge ihrer Freundschaft mit dem Hausherrn oder mit der Hausfrau in den Räumen aus und ein ging, schmuggelte vorher ‚gepackte‘ Karten in den Spielsaal ein. Sie arbeitete mit ihrem Bruder Hand in Hand. Beide gaben sich Zeichen, die nur sie allein kennen konnten, und niemand hatte eine Ahnung, daß die schöne Frau, die niemals selber spielte, mit dem großen Bruder, der die Bank hielt, unter einer Decke stecke. Kommen wir zum Ende, lieber Lüferode. Meine Zeit geht um. Das Unglück wollte, daß die schöne Schwester jemand kennenlernte, der sie liebte — das war auch vorher oft geschehen — und den sie wieder liebte —, ein Fall, der vorher noch nicht eingetreten war — immer stürmischer und hemmungsloser liebte. Damit nahm das Unheil seinen Anfang. Sie vermählte sich, und bald wurde gegen ihren Bruder Strafantrag erstattet und in Wien die Untersuchungshaft verhängt. Er schnitt sich die Pulsader durch und blieb trotzdem am Leben. Der Prozeß war aufgeschoben worden und nahm später seinen Fortgang. Im Laufe des Prozesses geriet die Schwester in Verdacht, der Beihilfe zum Falschspiel. Sie wurde vorgeladen und fuhr nach Wien und nicht, wie sie, um ihre

Spuren zu verwischen, ihrem Manne vorgelogen hatte, nach Paris. Man konnte ihr nicht viel beweisen. In einem Falle aber wurde sie vom Richter überführt und vom Schwurgericht verurteilt. Sie mußte einen Monat im Gefängnis sitzen. Bevor sie ihre Strafe antrat, fuhr sie noch einmal zu ihrem Mann zurück, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Sie hatte Angst, die Wahrheit zu gestehen; mit einer Lüge auf den Lippen schied sie von ihm. Sie brach innerlich zusammen, denn sie liebte diesen Mann — Lúgerode, ja, bei Gott, sie liebte diesen Mann, das ist das Furchterliche, Tragische an diesem Märchen.“

„Lassen Sie das falsche Pathos, Siban. Meine Nerven reißen. Also — kommen Sie zu Ende.“

„Ja, kommen wir zu Ende. Die Frau traf eines Tages ihren Mann in Monte Carlo im Spielsaal. Da packte sie die Angst, der Wahnsinn, der ihr längst die Fänge in das Hirn geschlagen hatte. Sie floh vor ihrem Mann, als ob der Teufel ihr im Nacken säße, warf sich in ihr Auto, raste los. Der Mann in einem größern Wagen hinterher, vorbei an Abgründen und Schluchten, in der Richtung Nizza. Als der Verfolger sie an einer Wegbiegung minutenlang aus seiner Sicht verloren hatte, ließ sie ihren Wagen in den Abgrund laufen, überschlug sich mit ihm, Hunderte von Metern tief — — —“

Lúgerode war mit einem Sprung bei Siban. Er packte ihn am Hals, ihn vor- und rückwärts stoßend.

„Sagen Sie — — —“ Plötzlich löste er die Finger vom Halse des andern. „Sagen Sie: war die Frau, von der dies furchterliche Märchen handelt — — — war das etwa meine Frau — — — Maria?“

In Siban ging eine furchtbare Veränderung vor. Seine Züge wurden schlaff. Es schien, als ob sein ganzer Stolz, sein Selbstbewußtsein, sein Zynismus unter einem

Schlag zusammenbrächen. Er sank in sich zusammen, starrte regungslos zu Boden, stumpf, müde . . .

„Ja, es war Maria.“

Lügerode hob noch einmal seine Faust, als ob er Sibans zermalmen wolle. Eine Geste ohne Zweck und Ziel. Dann lehnte er sich an den Fels und schlug die Hände vor die Augen. Der andere nahm wieder Haltung an und wandte sich zum Gehen. Doch noch einmal drehte er den Kopf zu Lügerode: „Auf Wiedersehen darf ich wohl nicht sagen, denn in diesen beiden Worten liegt der Wunsch nach einem Wiedersehen. Und ein solcher besteht auf beiden Seiten nicht. Auf Nimmerwiedersehen also, Herr von Lügerode. Ich werde dafür Sorge tragen, daß man Ihnen bald Marias Totenschein und ihre nachgelassenen Sachen sendet.“

Als Lügerode wieder zur Besinnung kam, war Siban verschwunden. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Man sah, wie sie mit den letzten Nebelschwaden und den Dünsten aus der Tiefe kämpfte, sah, wie das heitere Himmelslicht auffog, was an Schleiern aus den Grüften und Schluchten aufzusteigen schien, und wie das, was die Erde im Kampf mit dem Himmel ihm entgegenwarf, von der Sonne weggetrieben wurde. Der Himmel siegte, und die Nebel flohen vor der Kraft des Lichts.

Allmählich regte es sich in der Seele Lügerodes. Seltzam dumpfe Lasten lagen auf ihr. Tod war sie gewesen; jetzt schien sie wieder zu erwachen. Er sah die Herrlichkeit der Welt, die Türme immer jähher, höher sich zum Himmel recken, und eine große Sehnsucht überkam ihn plötzlich nach dem Thal, nach Menschen, nach Arbeit, nach Pflichterfüllung.

Er atmete die frische, von der Sonne immer mehr er-

wärmte Luft, die seine Lungen dehnte. Nochmals dachte er an den Abend mit Maria an dem Denkmal Walters von der Vogelweide, wie sie beide die Türme und den Rosengarten sahen, und wieder stand Marias Bild vor seiner Seele auf. Aber keine Bitterkeit schob sich vor dieses Bild, nur eine leise, weiche Wehmut. Es war, als ob Maria seine Hände fasse, als ob ihre Augen dicht vor seinen Augen stünden und sie zu ihm sage: „Du bist frei. Gehe wieder in die Welt und genieße ihre Schönheit. Ich bin bei dir und werde bei dir bleiben, was auch kommen mag.“

Wespach war am Bahnhof, um Lützerode abzuholen, diesmal mit dem Break, vor dem die beiden Zucker tanzten. Als Lützerode den Freund ansah, erkannte er, daß sich auch hier ein Menschenschicksal vollzogen hatte, daß der Schnitter Tod in Guldensfort geerntet hatte, zwei Herzen auseinanderreißend, die sich einmal für den Lebensbund gefunden hatten. Er konnte nichts als Wespachs Hände drücken und ihm in die Augen sehen. „Arme Wespe — — —“ sagte er.

„Laß nur, Lützerode. Mit Trost und wohlgemeinten Worten kommt man nicht daran vorbei. Ich weiß schon, wie du mit mir fühlst. Da braucht es keiner großen Worte zwischen uns.“

Das Guldensforter Haus war leer geworden. Auch Liselotte war nicht mehr da. Sie wohnte in Berlin und wollte sich von dort nach einer Stelle umsehen.

Wenn der Tag verklang, saß Lützerode Wespach gegenüber wie einst. Nur das Feuer im Kamin war längst verglüht. Manchmal lag ein eisgekühltes Fläschchen Mosel in dem Silberkübel. Die Gedanken beider gingen Bah-

nen, die in Schicksalsfernen auseinanderstrebten und sich doch zuletzt zusammenfanden in der Gemeinsamkeit erlittenen Leides. Es tat nicht not, daß zwischen beiden Freunden viel gesprochen wurde. Sie verstanden sich auch so. Lüzgerode hatte von dem Wiedersehen mit Maria und von ihrem Tod erzählt. Wespach antwortete darauf: „Siehst du, Lüzgerode, was ich dir schon einmal sagte: den einen trifft das Schicksal so, den andern so. Keiner bleibt davon verschont. Jeder glaubt nur immer, daß ihm eine Extrawurst gebraten würde. Es gibt im Leben keine Extrawürste. — Hast du nun schon irgendwelche Pläne für die Zukunft?“

Lüzgerode hob den Kopf. „Ja, ich will Zwiefalten kaufen“, sagte er.

„Ich glaube, die Gelegenheit ist günstig. Neulich sprach ich nämlich den Justizrat Schulz in Greiffenberg. Der alte Mehnert ist gestorben und dem Kommerzienrat Neander scheint die Wirtschaft übr'n Kopf zu wachsen. Ich glaube, daß er gern verkaufen würde. Nur mußt du dich bald entscheiden, Lüzgerode.“

„Ja, ich fahre in den nächsten Tagen nach Berlin, um dort eine wichtige Angelegenheit zu ordnen. Kommt die Sache, wie ich hoffe, gut zum Abschluß, kaufe ich Zwiefalten. Du würdest mich verpflichten, wenn du schon die nötigen Schritte dazu in die Wege leiten wolltest.“

Lüzgerode stand zwei Tage später in Berlin vor Liselotte. Er hatte sich durch eine Karte angemeldet, und sie wußte, daß er kommen würde. Zum ersten Male sah er sie ohne Schwestertracht und Haube, im Schmuck der vollen braunen Haare, über die ein Bronzeschimmer glänzte. Da kam ihm zum Bewußtsein, daß sie blasser war als sonst und gereifter — frauenhafter. Ihre Augen



schiienen größer, seltsam weich im Ausdruck — mit einer an ihr fremden, hilflosen Befangenheit. Irgend etwas überkam ihn, das ihn zwang, sich über ihre Hand zu neigen, sie zu küssen.

„Wie unendlich lange haben wir uns nicht gesehen, Liselotte?“ fragte er. „Es scheint mir, daß es Jahre wären.“

Sie lächelte. Kleine, flüchtige Falten spielten um die Winkel ihrer Lippen und die Nasenflügel. „Und es waren doch nur Wochen, Herr von Lüzgerode.“

„Sicher liegt es daran, daß ich umso häufiger Ihrer dachte. Und dann, wieviel Schicksalhafter liegt auch zwischen jenem Abschiedsmorgen in Meran und heute.“

„Ja, die arme, liebe Gräfin — — —“ sagte sie und ihre Augen wurden dunkel. „Und wie ist es Ihnen in der Zwischenzeit gegangen? Durch den Grafen Wespach hörte ich von Ihrem Aufenthalt in Bozen.“

Da erzählte er ihr davon, daß er Sibon getroffen habe, von dem Schicksal und dem Tod Marias.

Ihre Züge waren traurig und verschattet. „Muß ich Ihnen erst noch sagen, daß und wie ich alles Leid mit Ihnen fühle, lieber Herr von Lüzgerode? Doch ich glaube fast, daß diese furchtbare Gewißheit auf die Dauer leichter für Sie zu ertragen ist als alle Zweifel und die Schatten, die bisher auf Ihrem Wege lagen. Alles geht vorbei, auch das Leid. Nur, Sie werden jetzt die Arbeit brauchen, damit Ihr Leben wieder einen neuen Inhalt findet.“

Er nickte schwer. „Ich will mein väterliches Gut Zwielfalten wiederkaufen. Dann kommt die Arbeit von allein. Aber damit ist es nicht getan. Ich brauche mehr. Darf ich einmal offen reden, Liselotte?“

„Reden Sie nicht immer offen mit mir, Herr von Lüzgerode?“

„Ja, gewiß. Aber es gibt Dinge, die so zart sind, daß der Blütenstaub von ihren Flügeln abfällt, wenn man sie mit Worten fassen will. Sie kennen mein ganzes Leben, Liselotte. Ich habe eine Frau gehabt, an der ich hing und die ich liebte. Sie ist mir genommen worden durch ein grausames Geschick. Ich kann nie vergessen, was sie mir gewesen ist. Und trotzdem wage ich es heute, vor Sie hinzutreten und um Ihre Hand zu bitten, nicht mit der stürmischen und heißen Glut des jüngern Mannes, sondern mit der Liebe, die da spricht: ich habe viel erlebt . . . ich habe Liebe und ein heißes Glück genießen dürfen. Zwei Jahre sind seither verflossen, und siehe, es war alles eitel. Es ist keine Raserei der Leidenschaft, die mich zu Ihnen treibt, kein lichterlohes Feuer, keine jähe Flamme. Es ist eine wärmende und stille Glut, das Empfinden einer tiefen Harmonie und Seelenfreundschaft, die ich Ihnen bieten möchte. Ich suche einen stillen Abendfrieden. Wollen Sie mir diesen bringen, Liselotte?“

Über ihre Züge zog ein Lächeln des Beglückteins, und in ihren Augen und auf ihren Lippen stand ein „Ja“.

Aber ehe sie es aussprach, drückte Lüzgerode seinen Mund auf ihren, um es wegzuküssen.

---



*Die Mühle.*

*Nach einer Lithographie von Rudolf Hengstenberg.*

# Besuch im Gelben-Drachen-Kloster

Von E. Öhler-Heimerdinger

Auf dem Weg zum „Heiligen Berg“

Wie eine Insel aus dem Meer steigt aus der weiten Kantonebene mit ihren grünen Reisfeldern als schöngeformte Kuppe ein Gebirgsstock auf, der Lo feu-san. Jeder Chinese kennt ihn als den „Heiligen Berg“, den Wallfahrtsberg der hundert Klöster. Schon Li thai-pe, der größte Dichter Chinas, hat mit Hunderten nach ihm die heimliche Schönheit, die Stille und den Frieden der Tempelklöster besungen.

Der Inbegriff des Großen, Heiligen ist dem Südhinesen der Lo feu-san. Den schöngeformten Berg zerklüft tief eingeschnittene Waldschluchten, und jede dieser Schluchten birgt ein Kloster. Vierzig, sechzig Klöster und Klosterlein liegen an den wilden Bergbächen versteckt, die den Mönchen ein herrliches Trinkwasser spenden. Es sind Buddhistenklöster mit dem Bild der allgütigen, barmherzigen Kwanjin und Taoistenklöster, die dem großen Weisen Laotse geweiht sind. Er hat das Tao verehrt, das „Wort“, oder den „Weg“, den „Sinn“, den er in der großartigen Schöpfung Gottes erkannte, aber er hatte keine persönliche Offenbarung, und seine Religion ist im heutigen Volksleben zum Aberglauben, seine Person zum Gözen geworden, der in Tempeln und Klosterhallen angebetet wird. Tausende verehren ihn heute noch, ohne ihn ganz zu verstehen; sie suchen seine Klöster auf zu kurzem Besuch, zu einer Wallfahrt, oder auch, um als Mönch dort zu bleiben. Unter ihnen sind immer wieder Menschen, denen es wirklich um das Tao zu tun ist.

Die Leute am „Heiligen Berg“ erzählen einander heute noch von dem „Sai sen“, dem „sonnverbrannten Heiligen“, einem Taoistenmönch, der oben am „Heiligen Berg“ lebte und sein Leben im

Anschauung der Sonne zubrachte, in der er das „Tao“ anbetete. Ausgedörrt und abgemagert soll er im hundertdritten Jahr seines Lebens gestorben sein.

Diesen „Heiligen Berg“, den wir so manches Mal in blauer Ferne erschaut hatten, sollten auch wir einmal erleben. An einem heißen Sommermorgen brachen wir in unserm chinesischen Bergdorf auf, und am Mittag erreichten wir mit Freunden, die sich uns unterwegs angeschlossen hatten, den großen chinesischen Markttort Shaklung mit seinen zweihunderttausend Einwohnern. Durch enge, ewig feuchte Marktgassen fragten wir uns zum Haus des chinesischen Pfarrers durch. Der nahm uns fünf Europäer samt den chinesischen Dienern gastfreundlich auf und führte uns in zwei helle Gastzimmer im obern Stock.

Die Nacht über den glühenden Dächern von Shaklung war entsetzlich. In sieben und mehr südchinesischen Sommern hatten wir nie eine so qualvoll heiße Nacht erlebt wie diese. Es lag etwas in der Luft, ein Laifun, der noch losbrechen sollte. Kaum hatten wir uns auf den Betten, die hart wie Bretter sind, ausgestreckt, als auch schon der Schweiß aus allen Poren brach. Nach einer Viertelstunde standen wir kurz entschlossen wieder auf. Im Gang trafen wir unsere Freunde, die am Fenster saßen und den Kopf nach Luft ausstreckten. Man plauderte zusammen, dachte an die Heimat und brachte auf Stühlen sitzend, todmüde, doch ohne Schlaf die Nacht hin. Um drei Uhr, als es noch stockdunkel war, hörten wir schon unsere Diener in der Küche. Sie brauten uns einen guten Morgenkaffee, während wir packten. Die Marktgassen lagen noch schwarz und totenstill, als wir durchwanderten. Mit einer Laterne fanden wir bald das alte Stadttor, das zum Ostfluß führte. Der Wächter mußte aus dem Schlaf gerüttelt werden. Geld und gute Worte brachten ihn dazu, uns zum Stadttor hinaus zu lassen auf den Weg zum Ostfluß. Schwarze Boote schwammen auf dem dunkeln Wasser, und mit lauten Zurufen mußten unsere Leute die schlafenden Schiffer wecken. Endlich kam ein Bootsmann heraus, dann noch einer, man verhandelte und wurde schließlich eins. Als wir mit unsern Körben unter dem gewölbten Bootsdach saßen, banden die Schiffer ihr Boot los.

Das Schwanzruder fuhr klatschend ins Wasser, und weit vor uns zogen zwei Männer an langen Seilen unser Schiff stromaufwärts. Die letzten Sterne verblaßten, der Morgen fing an zu dämmern, und zwischen flachen, langweiligen Ufern fuhr unser Boot stundenlang dahin. In Kyu-tsai-tham, einem kleinen belebten Märktlein, hielten wir an und stiegen aus. Nicht weit vom Flußufer wohnte ein freundlicher Lehrer, der uns aufnahm. Er sorgte für Tee und Eier und bewirtete unsere Leute. Wir waren an ihn empfohlen worden und saßen in der offenen Halle seines Hauses mit dem Blick auf den ummauerten Hof.

Nach ein Uhr stellten sich zwei leere Sänften für die Frauen ein; den drei Herren blieb nichts übrig, als den sechsstündigen Weg durch die glühend heiße Ebene zu Fuß zu machen. Den bronzenfarbenen Trägern liefen Wächlein von der Stirn. Nirgends ein Tropfen klaren Wassers, nur der graue Spiegel der Reisfelder. Die Kuppe des „Heiligen Berges“ schien immer gleichweit vor uns zu liegen. Am späten Nachmittag kamen wir an einem kleinen Weiler mit einigen eng zusammengebauten Häusern vorbei. Auf dem Rasenplatz lag der erste Schatten. „Hier ist gut ausruhen“, sagten die Diener, und die Sänfenträger stellten mit einem Ruck die Tragstühle auf den Boden.

„Tee“, stöhnten sie, „wenn es doch irgendwo einen Tee gäbe!“

Aber die Häuslein waren alle leer. Unsere fast verdursteten Chinesen gingen einfach in jedes Haus hinein, und auf einmal erschienen sie mit einem bauchigen Krug im Arm, der fünf bis sechs Liter heißen Tee enthalten mochte. Die Bäuerin mußte ihn vor kaum einer Viertelstunde gebrüht haben und dann wieder auf den Acker gegangen sein. Verschmachtet fielen wir samt unsern Chinesen darüber her, füllten Schalen und Becher und tranken den ganzen Inhalt aus. Den leeren Krug mußten die Knechte auf den Tisch zurücktragen und ein Silberstück dazulegen.

Durch grüne Matten und an rauschenden Bächen vorbei führte jetzt der Weg, greifbar nahe lag vor uns der „Heilige Berg“ und aus kühlen Schluchten wehte die Frische. Drüben lag schon ein grauer, kalter Bau: das Kloster der Pflaumenblüte. Bald ging es steil aufwärts auf Granitstufen durch den kühlen Schluchtenwald



Die Pergola im Klosterwald.

zum Kloster. Hohe, herrliche Kiefern ragten aus dem niedern Wald, kleine Aussichtstempelchen standen an den schönsten Plätzen.

### Im Kloster zum „Gelben Drachen“

Wir sind oben. Über die gewölbte weiße „Brücke zum Empfang der Heiligen“ sind wir ganz heimlich ins Kloster geraten. Ein schmales Gäßlein bringt uns zur großen Klosterterrasse und der tempelartigen Vorhalle, hinter der alle andern Hallen sich aufbauen.

„Schui schang tshhong tshai ngi  
san set put li mun.“

Das Rauschen des Wassers bleibt stets in den Ohren,  
die Schönheit der Berge geht niemals verloren!

steht links und rechts von der Tür. Von der breiten, schönen Klosterterrasse aus geht der Blick auf den grünen Lotosteich unter uns und auf blaue Hügelzüge jenseits der weiten Ebene, die wir durchwandert haben. Alte Kiefern stehen wie beschützend da und die Waldbäche rauschen herein in die eigenartige Schönheit. Die Tür der großen Vorhalle steht weit offen. Schlanke Säulen tragen das mit Porzellanfiguren reichverzierte Dach.

Aus dem Duster der Halle starren aus goldenen Schreinen drei große Götzen uns an: der Schutzgott des Klosters mit seinen zwei Trabanten.

Hart neben dieser gewaltigen Vorhalle liegt ein freundlicher, zweistöckiger Backsteinbau mit hellen, weit geöffneten Fenstern, das neuerbaute Gästehaus. Sein Eingang liegt auf der Bergseite im Hof. Dieser kleine Hof ist zugebaut mit Mauern, Häuslein und Hallen; Blumentöpfe stehen ringsherum, zwerghaft gezogene Lebensbäume, seltene Orchideen und blühender Jasmin. Aus einem roten Karpfenmaul von Ton plätschert ein kristallklares Brunnlein mitten aufs Pflaster. Von Zeit zu Zeit kommt ein Mönch in grauer Kutte mit aufgestecktem Haarknoten und stellt sein Krüglein unter das Karpfenmaul. Ein alter, freund-





Das Gästehaus neben der großen Torhalle.

licher Mann, der unser Hakka-chinesisch redet, kommt auf uns zu und grüßt uns mit höflicher Verneigung. Er führt uns durch bunte Glastüren in das gemütliche Empfangszimmer des Gästehauses. Schwarzholzmöbel, hochlehnlige Stühle und zierliche Teetischchen stehen an den Wänden. Breite kühle Ruhebänke laden zum Sitzen ein, und am offenen Fenster, das auf die Terrasse geht, steht ein breites Doppelbett. Der alte Mönch, der uns hereingeführt hat, stellt sich vor; er übergibt uns mit ehrerbietiger Verneigung seine rote Visitenkarte und wir ihm die unsrige. „Tschong Tshin-san“, lesen wir auf der seinen. Tschong ist sein Geschlecht und Tshin-san der „Stille Berg“, sein Rufname. Es ist, als ob alle Klostersruhe und Bergeinsamkeit zu uns sprächen in diesem abgeklärten Mönchsamen. Der „Stille Berg“ heißt uns Platz nehmen. Dann holt er einen Krug und schöpft am Brunnlein uns Halbverdursteten das köstliche kühle Wasser. Inzwischen haben die Knechte sich nach der Gastküche umgesehen und bereiten uns einen Imbiß.

Durch die tausendjährigen Kiefern streicht der warme, weiche Nachtwind und durch die Äste eines alten Laubbaums schauen zwei Sterne zu uns aufs Bett. Die Glastüren nach dem Lichthof haben wir der großen Hitze wegen offengelassen. Das Wasser aus dem runden Karpfenmaul singt uns in den Schlaf.

Mitten in der Nacht wecken uns langsame tiefe Schläge der Klosterglocke. Darauf melodisches Trommeln, das die Hallen und Höfe füllt: die Mönche halten Morgenwache. Dann herrscht wieder tiefe Stille. Noch fast vor Tag schlüpft etwas an uns vorbei. Es sind die beiden Chinesen, die über uns wohnen und die leise durch unser Zimmer huschen, da sie keinen andern Ausweg haben. Jetzt räuspern sich auch die Diener vor unserer Tür und bringen den Kaffee. Ein freundlicher Mönch versorgt uns mit duftendem weißem Reis, mit einer Eierspeise und kleingeschnittenem Tintenfisch, der wie Leder schmeckt.

Zwei Tage lang trug der dienende Bruder uns solchen weißen Reis auf; am dritten Tag brachte er rauhen roten, wie ihn arme Leute essen. Sandkörner knirschten einem beim Kauen zwischen den Zähnen, auch das Zugemüse wurde merklich knarver. Die



Tempelglocke (darunter Etäbchen zum Abzählen der  
Schläge und Käucherurne für die Glocke).

Mönche vom Gelben-Drachen-Kloster schienen mit Gastbesuchern, vielleicht auch gerade mit Europäern, schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Jedenfalls waren sie überaus vorsichtig, sie wollten nicht wieder Gäste zehn und vierzehn Tage lang beherbergen ohne irgend eine Entschädigung. So beschloßen wir, dem Bruder Kellner gleich einmal ein tüchtiges Angeld in die Hand zu drücken, „zum Reis einkaufen“. Das half. Am selben Abend erschien auf unserer Tafel wieder der feine weiße Reis, dazu gab es Eier, Gurken, Bohnen, ja eine Schüssel Schweinefleisch, trotz des Klostergelübdes.

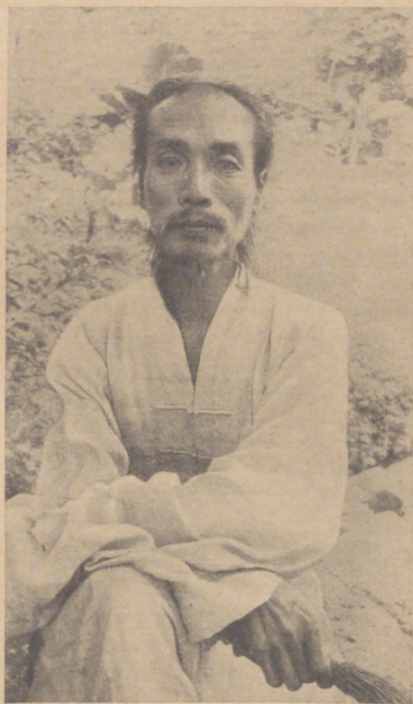
### Wir lernen die Mönche kennen

Aus verschiedenen Beweggründen sind die Mönche ins Kloster gegangen: die einen haben der Welt mit Verachtung den Rücken gekehrt, die andern haben ihr eigenes Herz erkannt und suchen Erlösung von Sünde und Schuld. Die dritten wollen ein beschauliches, geruhames Leben am Herzen der Natur führen. Während die Buddhistenklöster es mit Fasten, mit geistlichen Übungen und mit Askese streng nehmen, gewähren die Taoisten ihren Mönchen mehr Freiheit. Unter ihnen leben auch Menschen, die Grund hatten, von der Bühne der Welt zu verschwinden, und die dann später wieder in ebendiese Welt zurückkehren. Das Kloster bietet allen Verfolgten Zuflucht, es ist eine Freistatt, wohin auch der Arm des Gerichts nicht reicht.

Tshin-san, der „Stille Berg“, ist der gute Geist des Hauses. Gleichmäßige Ruhe und freundliche Heiterkeit sind seinen Zügen aufgeprägt. Er setzt sich gern neben uns, er erzählt uns vom Kloster und von einem Räuberüberfall, den er vor ein paar Jahren miterlebt hat.

Auch ein Knabe wohnt bei den Mönchen, ein dreizehnjähriger schlanker Novize. Ein erstauntes Kindergesicht sieht unter seiner seltsamen Mönchsmütze vor. Das Kloster hat ihn gekauft, um für Nachwuchs zu sorgen: die Mönche sollen nicht aussterben.

Eines Tages stellt ein dreißigjähriger Mann sich uns vor. Sein spitzer Kinnbart sticht merkwürdig von der Mönchskutte und seinem jungen Gesicht ab. Die Haare hat er noch nicht aufgedreht



Daoistenmönch.

wie die andern, so scheint er noch nicht lang im Kloster zu sein. Aus schwermütigen Mandelaugen blickt der Mann uns an. Li thong-ki ist sein Name. Sobald man ihn ansieht, schlägt er die Augen nieder und faltet die Hände. Er ist Jurist, ein feingebildeter Mann mit europäischer Schulung. In der Revolutionszeit ist er als Anhänger der alten kaiserlichen Regierung angeklagt worden und hat sich daraufhin ins Kloster zurückgezogen. Frau und Kinder, Beruf und Brot hat er hinter sich gelassen und hofft, im Gelken-Drachen-Kloster nicht mehr gefunden zu werden.

Auch arme alte Pfründner wohnen im Kloster. Sie haben ihr Bauerngütlein verlassen, da sie keinen eigenen Menschen mehr besaßen, und haben sich hier oben eingekauft. Im Schatten der Vorhalle sitzen sie jeden Tag beisammen im langen weißen Bart, den Pilgerstab neben sich.

Ein älterer Mönch mit klugem Gesicht und sorgfältig gepflegtem Äußern unterhält sich auch gern mit uns, und während er redet oder zuhört, fächert er mit dem Geißlerwedel, dem schön geflochtenen, eifrig hin und her. Es ist ihm eine angenehme Abwechslung, wenn ihm in der Klostereinsamkeit ein paar mal im Jahr Menschen von der Welt draußen begegnen.

### Klosterdienst

Tempelglocke und Trommel, die in der ersten Nacht uns geweckt hatten, tönen jeden Tag dreimal durchs Kloster. Morgens, mittags um drei Uhr und abends mit Einbruch der Dunkelheit. An einem Regentag erleben wir einen solchen Tempeldienst mit. Die große obere Klosterhalle ist schon fast dunkel und das ewige Licht aus der Glasampel erhellt noch das goldene Bild auf dem Altar. Hinter seidnem Vorhang thront der Laotse mit dem Ehrennamen „Der große obere Himmel“. Im langen Bart mit halbgeschlossenen Augen sitzt er in erhabener Ruhe da, und zwei geschnitzte Sklaven stehen wartend zu seinen Seiten. Dicke bunte Kerzen, eine Räucherurne mit glotzenden Stäbchen und ein Becher mit Bambuslofen steht davor. In einem halbdunkeln Nebenraum ruht auf einem hohen Gerüst die große faßförmige, bemalte Klostertrommel, und vor ihr kniet auf schwindelnd hohem



Der jüngste Mönch (13jährig).

Hoher ein Mönch in grauer Kutte. Den Kopf hat er weit zurückgeworfen, das schwarze Haar hängt ihm im Nacken. Aus dem bleichen Gesicht schauen schwarze Augen ins Unendliche. Seine Hände halten schon die hölzernen Schlegel, und jetzt beginnt er sein Instrument, die Trommel, leise zu streichen. Langsam, fast tropfenweise kommt der Ton zu uns. Eine leise Melodie entsteht, bald schwillt sie an und geht allmählich ins Forte über, dann wächst sie zum Sturm, zum Orkan: es dröhnt, es tobt, es brüllt. Ohne lange Übergänge wird die Musik weich, flehend, tief innig. Der Mönch hat seine ganze Seele in die Trommel gelegt, sein Geist ist verückt, er schaut in andere Welten. Atemlos lauschen wir dem mitreisenden Spiel. In einer Pause fragen wir ihn nach dem Sinn seiner Melodie, und er sagt uns: „Sturm und Regen, Wolke und Tau“ heißt das Lied. Es ist die große Melodie, die in immer neuen Wandlungen jeden Tag und jede Nacht durch das Kloster klingt. Auf den letzten Ton antwortet die Glocke hell und stark mit vierundachtzig Schlägen: nach einigen raschen folgen einige langsame, und der Mönch, der die Glocke schlägt, schiebt nach jeder Gruppe eins der aufgehängten Bambusstäbchen zur Seite, um sich nicht zu verzählen. An den Stufen der Halle steht ein eiserner „Dreifuß“, und ein Mönch ist eben dabei, Gold- und Silberpapier, Geld für seine toten Ordensbrüder, darin zu verbrennen. Inzwischen ist es Nacht geworden, der Pförtnermönch hat die Außentore des Klosters verriegelt und schlürft in seine Zelle zurück.

#### Aus der Klosterschlucht in die Welt zurück

Der Erde Lärm und Schwall  
ging hier zur Ruh,  
nur Klosterglockenschall  
tönt mir noch zu.

So besangen chinesische Dichter die Ruhe des Klosters immer aufs neue, und wir genossen sie ebenso stark. Vor dem Klostertor am gewölbten Brücklein sahen wir oft dem lustigen Spiel der seltsamen kleinen Streifenhörnchen zu, die die grauen Stämme





Gusseiserne Glocke und Dreifuß im Taoistenkloster.  
Taoistenmönch, der Opferpapier verbrennt (im Hinter-  
grund aufgehängt die Holzfischtrommel).

der Laubbäume auf und ab kletterten, lautlos und flink wie Wiesel, halb Ratten, halb Eichhörnchen, machten sie uns Spaß; sie schrien und kreischten einander an und knabberten, in den Pfötlein haltend, kleine Früchte.

Im Schatten von schlankem Bambus steht der Rest eines hübschen Steinpavillons; das Dach ist zerfallen, und die Sonne scheint ungehindert auf Tisch und Steinbänke. Tief drin im Wald an rauschenden Bächen finden wir herrliche Badeplätze, kühle Steinbänke laden zum Sitzen und Lesen ein. Die Hitze ist von Tag zu Tag unerträglicher geworden; endlich bricht sie sich in dem Wüten eines Taifuns. Der Sturm schüttelt die Kiefern und die wilden Palmen, die Wolken schütten Kübel voll Wasser auf Dach und Bäume. Die Bäche donnern ins Thal. Aber bald scheint die Sonne wieder stechend durch die Palmen und durch die alten Kiefern und trocknet in einem Augenblick die Höfe und Winkel und Wege.

Am Abend verabschieden wir uns von dem Gästeverwalter. Mit Tagesanbruch geht es heimwärts. Unser freundlicher alter Mönch Tshin-san, der „Stille Berg“, verneigt sich zum letztenmal und lädt uns herzlich zum Wiederkommen ein. Die Bäche begleiten uns mit ihrem Rauschen ins Thal. Die weite Ebene, über die wir gekommen sind, ist in einen einzigen großen See verwandelt und Boote fahren drüber hin. Wir besteigen eines und fahren übers graue Wasser zum Flußufer und von da wieder der Marktstadt Shaikung zu. Am Bahnhof stehen Europäer, eine Seltenheit, es sind Landsleute. Wir grüßen sie erfreut und fragen nach dem Wohin. „Nach Tsingtau“, sagen sie,

„Nach Tsingtau, wozu denn?“

„Ja, wißt ihr denn am Ende gar nicht, daß Krieg ist?“ fragen sie. „Krieg mit Rußland und Frankreich!“

Im Klosterfrieden hatten wir nicht erfahren, was in der Welt vorging, das Entsetzliche war uns verborgen geblieben. Wir reisten erschüttert zurück in unser Dorf. Der Lärm des Kriegs übertönte alles andere, nur manchmal noch, an stillen Abenden klang leise in Lärm und Schrecken hinein das Rauschen des Wassers und der Klang einer stillen Klosterlocke.

# Der alte Brehm

Von Dr. Arthur Berger

Zum 70. Todestage des „Vogelpastors“  
Christian Ludwig Brehm (23. Juni)

Im Viktoria- und -Albert-Museum in Kensington hängt ein Gemälde, das einen alten Gelehrten in seinem Studierzimmer darstellt. Auf dem Finger sitzt ihm ein Blaukehlchen, das er liebevoll betrachtet. Zur Seite liegt ein gewaltiger Stapel eben angekommener afrikanischer Vogelbälge. Neben dem Gelehrten steht ausgestopft Abu Markub, der Schuh Schnabel; jener große afrikanische Reiher mit dem breiten, schuhähnlichen Schnabel, dem er seinen Namen verdankt. Bis dahin stimmt alles auf dem Bild; naturgetreu ist auf ihm der alte Brehm wiedergegeben, nur das Zimmer nicht. Es ist dargestellt als ein prachtvoller, bis zur Decke getäfelter Raum mit vielem Schnitzwerk. So luxuriös lebte Christian Ludwig Brehm in seiner kleinen Pfarre in Kenthendorf bei Neustadt an der Orla in Thüringen wahrlich nicht, sondern einfach und bescheiden.

Seine Werkstatt, wo er präparierte, war ein Tisch im Garten neben der Scheune. Hier pflegte er die erlegten Vögel abzubalgen oder „auszustopfen“. Drinnen in der Wohnung war nicht allzuviel Raum bei der stattlichen Kinderzahl, die das Wohnhaus bevölkerte. — Pastor und Naturwissenschaftler zugleich. Das war eigentlich eine Unmöglichkeit nach den strengen Ansichten der damaligen Theologen, aber Christian Ludwig Brehm hat den glänzendsten Beweis erbracht, daß sich diese beiden Wissenschaften doch sehr gut vertragen. Ja mehr als das, er selbst hat immer betont und streng in seinen Schriften darauf hingewiesen, daß die Wissenschaft niemals „den Einzigen, der alles erfüllt und belebt, aus den Augen verlieren darf“, und wenn er den Namen Gottes in seinen Predigten nicht immer wieder betonte, so deshalb, weil er seinen Gemeindefindern klarge-

macht und sie es erkannt hatten, daß Gott in der Natur lebt und allgegenwärtig ist. Und dadurch war Christian Ludwig Brehm im wahrsten und besten Sinne des Wortes der Vater seiner Gemeinde, die er fünfzig Jahre lang betreute. Viele hatte er getauft, konfirmiert, ihre Ehen eingesegnet, vielen davon die Grabrede gehalten, unter ihnen seiner ersten Gattin und acht seiner Kinder. Ein trauriges Geschick war also diesem Manne beschieden, aber er ertrug es, immer wieder aufgerichtet durch die Liebe zur Natur. In ihr forschte und arbeitete er von allerfrühester Jugend an. Hatte er doch bereits als Vierjähriger damit begonnen, einzelne Vogelfedern zu sammeln, die Kunst erlernt, nach einer einzigen Feder, die er gefunden, den Vogel zu benennen, der sie verloren hatte. Als Gymnasiast und später als Student sammelte und präparierte er eifrig, verkaufte die „ausgestopften“ Tiere und erwarb sich auf diese Weise zum Studium das Geld, das sein Vater ihm nicht geben können. So wurde er Pastor in Renthendorf in Thüringen. Damals umgab noch geradezu Urwald das kleine Dorf, und hier fand der Naturfreund eine Vogelwelt vor von einer geradezu erstaunlichen Vielseitigkeit. Mit seinen Söhnen durchstreifte er Wald und Feld und unterwies sie — lehrte sie aber nicht nur die einzelnen Tiere mit Namen zu benennen, sondern vor allen Dingen führte er sie ein in die Gewohnheiten der einzelnen Lebewesen. Er war also ein echter Biologe, was für die damalige Zeit etwas Besonderes besagen will. Diese biologischen Studien beeinflussten und befruchteten sein systematisches Sammeln. Er begnügte sich nicht damit, wie bisher die Gelehrten, die ausgefärbten Vögel zu sammeln, sondern vom frühesten Jugend- bis zum Hochzeits-, ja bis zum Greisenkleid legte er Serien der Vögel an, ließ sich solche aus andern Gegenden Deutschlands schicken, und auf diese Weise wurden zum erstenmal durch Vergleich die Unterschiede der gleichen Vogelarten in verschiedenen Gegenden festgestellt.

Schwere wissenschaftliche Kämpfe hat Christian Ludwig Brehm durchzufechten gehabt, aber er blieb Sieger. Blättern wir heute wissenschaftliche Werke durch, vergleichen sie mit den



Der „Vogelpastor“ Christian Ludwig Brehm, der berühmte  
Pastoren-Ornithologe, der Vater Alfred Brehms.



Idealbild der Studierstube Christian Ludwig Brehms, wie sie der  
Maler Karl Werner sich vorstellte.



Wohn- und Arbeitszimmer Brehms in Kenthendorf.

alten Schriften Brehms, so finden wir oft ganze Seiten aus ihnen wörtlich abgedruckt. Dies ist aber auch wieder ein Beweis dafür, daß der „Vogelpastor“ auch in anderer Hinsicht seiner Zeit vorausgeeilt war. Während bis dahin alle gelehrten Schriften nur nüchtern verfaßt, nur für den Gelehrten bestimmt waren, so hatte er einen neuen Weg beschritten: der Allgemeinheit sollte sein wissenschaftliches Forschen dienen, und so schrieb er volkstümlich. Damit wurde er der Schrittmacher für seinen Sohn; ihn hatte er ganz in seinem Gedankengang erzogen. Nie hätte Alfred Brehm sein „Tierleben“ in so glühenden Farben schreiben können, wenn der Vater ihm nicht diesen Weg gewiesen hätte. Und wenn heute die Liebe zur Natur so fest im deutschen Herzen wurzelt, so danken wir es letzten Endes dem „Vogelpastor“ Christian Ludwig Brehm.

\*

# ELEMENT „93“

## EIN NEUES ELEMENT ENTDECKT

VON DR. K. LUTZ

Photoaufnahmen: Akademia Berlin

Das Atom galt lange als der ewige, unverständliche und unteilbare Grundbaustein des Weltalls. Man stellte es sich dabei so klein vor, daß auch die besten Mikroskope niemals ausreichen würden, um es sichtbar zu machen — man kann mit einem solchen gerade noch Dinge sehen, die ein zehntausendstel Millimeter groß sind, der Durchmesser eines Atoms liegt aber bei einem zehnmillionstel Millimeter. — Nun weiß die Chemie aber seit je, daß es verschiedene Elemente gibt. Die Philosophen der alten Griechen nahmen deren vier an, Feuer, Wasser, Luft und Erde, die modernen Chemiker kennen bereits 92. Die Verschiedenheit dieser Grundstoffe läßt sich nur aus der Verschiedenheit ihrer Atome erklären, und hier stocken wir schon: Weshalb sollte Gott es sich so schwer gemacht haben und 92 verschieden große und verschieden schwere Atomarten geschaffen haben? Eine Zeitlang halfen sich die Chemiker mit der Methode, die Atome nach Gewicht zu unterscheiden, bis die Physiker entdeckten, daß die Atome gar nicht die kleinsten Baustoffe sind, sondern ihrerseits aus noch wesentlich kleineren Teilchen bestehen, den positiv elektrisch geladenen Protonen und den negativ elektrisch geladenen Elektronen, die wieder etwa tausendmal kleiner sind als die erstern. Das einfachste und leichteste Atom, das Wasserstoffatom, besteht aus einem solchen Proton, um welches ein Elektron kreist wie ein Planet um die Sonne; das schwerste Atom, das des Urans, zeigt einen entsprechend schwerern „Kern“ und wird von 92 Elektronen umkreist.

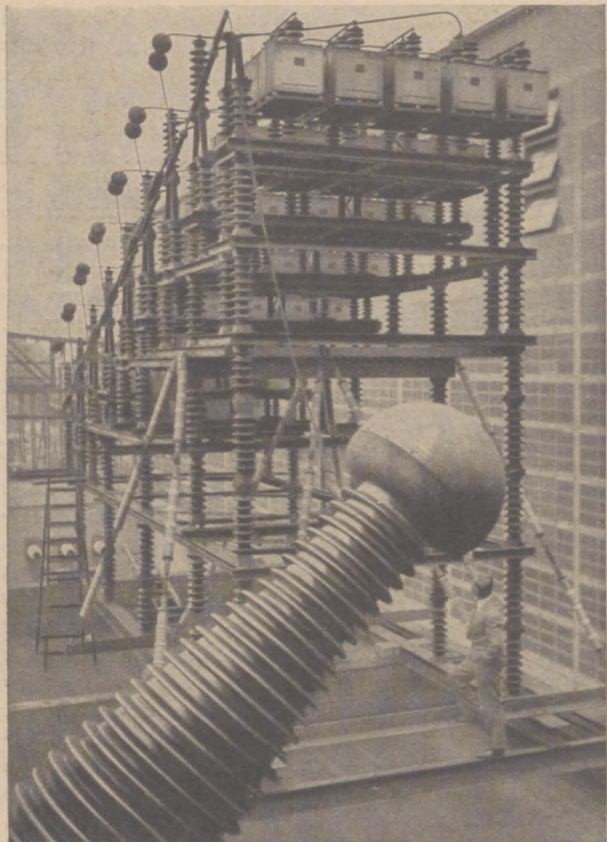
Nach der Anzahl der um den Kern kreisenden Elektronen werden nun die Atome numeriert. Nicht alle Nummern zwischen



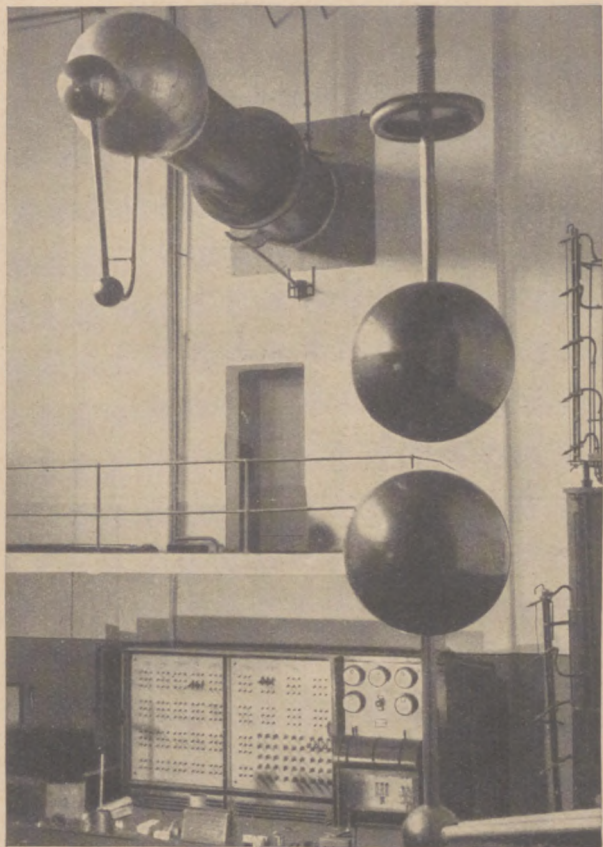
1 und 92 sind schon bekannt, einige Fächer in diesem von dem Engländer Moseley entdeckten und von dem Holländer van den Broek vervollständigten Ordnungsschema sind noch leer, aber man kennt die Struktur der fehlenden Elemente sozusagen im voraus, noch ehe man sie gesehen hat. Eine besondere Rolle spielt das Atom Nummer 2, das Heliumatom, es hat einen aus zwei Protonen bestehenden Kern, der von zwei Elektronen umkreist wird. Der Heliumkern ist das berühmte „Alphateilchen“, das beim Zerfall der radioaktiven Elemente von den Atomen derselben abgespalten wird. Lord Rutherford hat herausgefunden, daß die mit enormer Wucht aus den Radiumatomen als Strahl herausgeschleuderten Alphateilchen imstande sind, beim Auftreffen auf die Atome diese zu verändern, und zwar schlagen sie dabei einen Wasserstoffkern, also ein positiv elektrisch geladenes Proton, heraus.

Das ist die natürliche Atomzertrümmerung, die also nichts anderes ist als die Umwandlung eines Elementes in ein anderes. Gold, mit der Atomnummer 79, könnte man demnach aus Quecksilber, das die Atomnummer 80 hat, dadurch herstellen, daß man aus den Quecksilberatomen je einen Wasserstoffkern heraus schlägt. — Theoretisch ein ganz einfacher Fall, wie man sieht, wenn sich die Atome so leicht zertrümmern ließen. Nur jedem millionsten Alphateilchen gelingt es nämlich, durch die Sperrmauer der kreisenden Elektronen durchzudringen und aus dem Kern ein Teilchen herauszuschlagen, wobei noch erschwerend hinzukommt, daß Alphateilchen und Kern eine positive elektrische Ladung haben, also abstoßend aufeinander wirken, wie zwei Gummibälle. Die modernen „Alchimisten“ trachteten deshalb nach bessern Methoden, denn Zertrümmerung der Atome ist nun einmal der einzige Weg, um hinter die letzten Geheimnisse ihres Gefüges zu kommen.

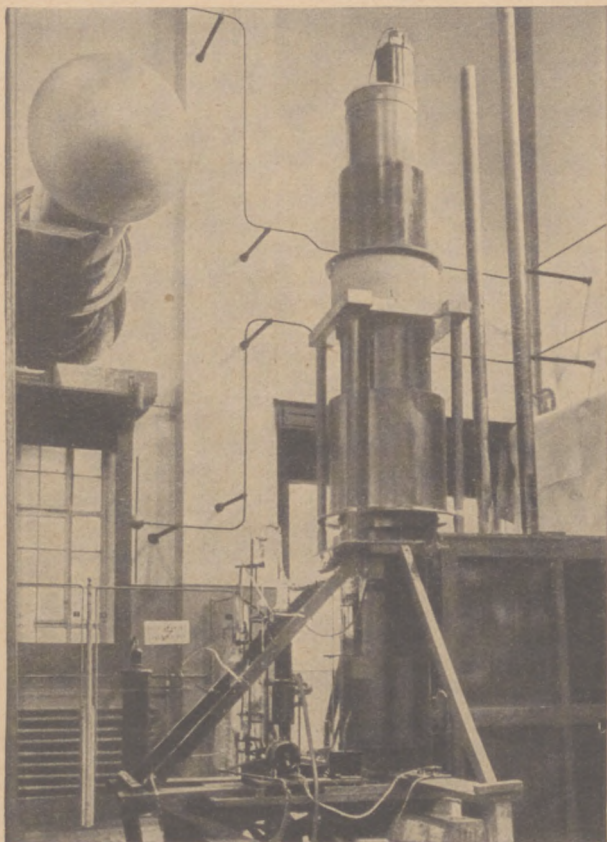
Gewaltige Kräfte sind allerdings nötig, um künstlich das nachzuahmen, was uns die Natur bei der natürlichen Atomzertrümmerung vormacht. Elektrische Ströme von der Stärke eines Blitzes sind erforderlich, um in besondern Entladungsröhren die Granaten zu erzeugen, mit denen man gegen das feste



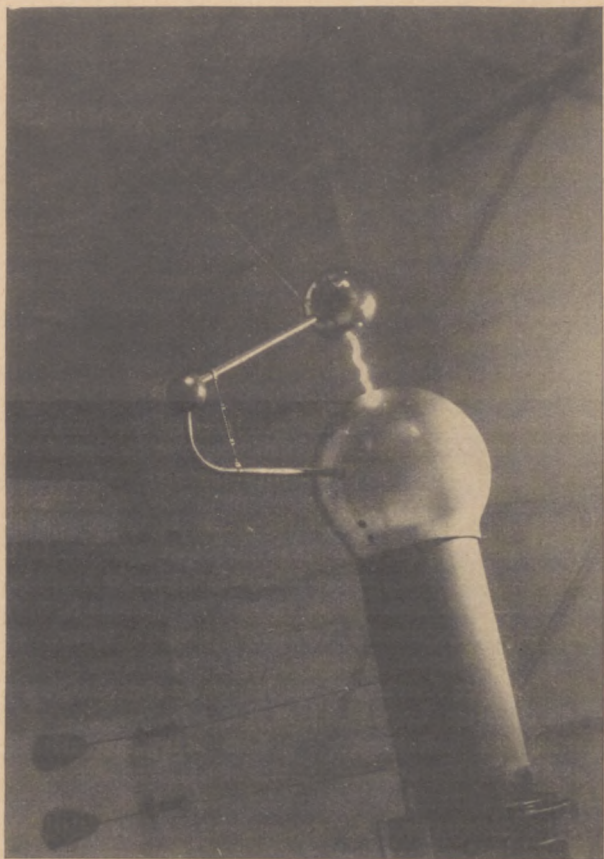
Der Stoßgenerator, eine kleine elektrische Anlage, mit deren Hilfe Spannungen von mehreren Millionen Volt erzeugt werden können. Das gewaltige Rohr im Vordergrund mit der Kugel einer Spitze führt in das Atomzertrümmerungslaboratorium.



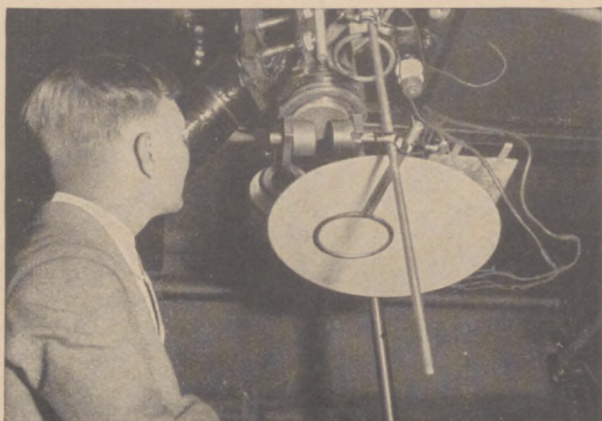
Das Laboratorium der Atomzertrümmerer.



Entladungsröhre zur Erzeugung schneller Kathodenstrahlen. Benutzte Spannung 2,4 Millionen Volt.



2,4 Millionen Volt werden entladen. Von der kleinen Kugel führt ein Kabel zu der Atomzertrümmerungsanlage.



Der Beobachtungsstand der Atomzertrümmerer. Hier kann man, wenn man gute Augen hat, das Zertrümmern, ja die Vernichtung von Atomen sehen

Atomgefüge etwas ausrichten kann. Die deutschen Physiker *Brasch* und *Lange* haben im AEG-Forschungsinstitut schon vor einigen Jahren nach mühsamen und langwierigen Versuchen das Wunder vollbracht. Zur Stromerzeugung benutzen sie einen sogenannten Stoßgenerator, der elektrische Spannungen bis zu zweieinhalb Millionen Volt ermöglichte — inzwischen sind sogar sieben Millionen Volt erreicht worden. — In einer Stärke von mehreren tausend Ampere wurde diese gewaltige Spannung dann auf ein Entladungsröhr geleitet, wobei innerhalb von wenigen Sekunden ungefähr die vierfache Leistung des riesigen Kraftwerks Klingenberg verbraucht wurde.

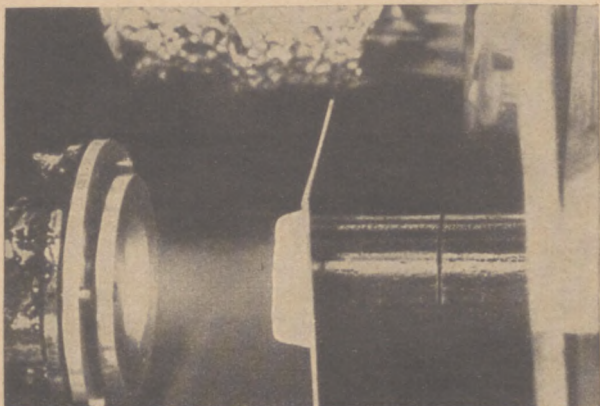
Das Entladungsröhr ist eine sogenannte Kathodenröhre, das heißt ein luftleer gepumpter Behälter, in dem zwischen zwei Metallplatten, der Anode und der Kathode, eine Strahlung erzeugt wird. — Aus der Kathode werden dabei Elektronen herausgeschleudert, die nun, je nach der Spannung des benutzten Stromes, als verschieden schnelle Elektronenstrahlen die Kathode



Professor Enrico Fermi,  
der Entdecker des "Elementes 93", von der Universität Rom in  
seinem Laboratorium.

verlassen. Erst bei den Spannungen, die Brasch und Lange benutzen, haben die Elektronengeschosse auch die erforderliche Wucht, um gegen die beschossenen Atomkerne etwas ausrichten zu können. Sie haben dabei den großen Vorzug, daß sie negativ elektrisch geladen sind, also der Kernladung entgegengesetzt; deshalb ziehen sich Kern und Elektron an. Ihr Nachteil ist ihre Kleinheit und ihre daraus folgende geringere Durchschlagskraft. — Immerhin konnten die beiden deutschen Forscher bei ihren Versuchen schon die Atome des Berylliums und Lithiums, mit den Atomnummern 3 und 4, zertrümmern. Welche ungeheuern Energien bei diesen Versuchen verwendet wurden, kann man daraus erkennen, daß mit der Atomzertrümmerungsapparatur erzeugte Röntgenstrahlen imstande waren, Bleiplatten von 20 Zentimeter Dicke glatt zu durchschlagen.

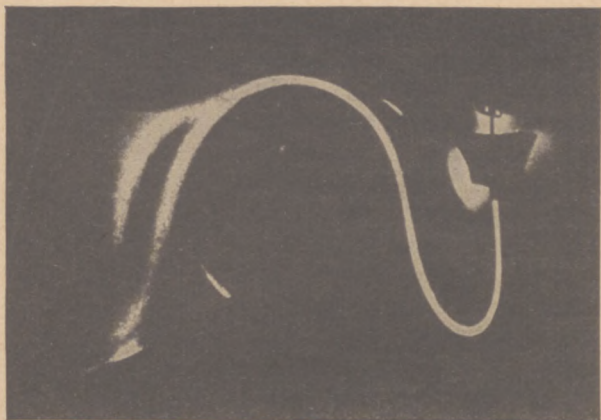
Die Natur, vom Menschengesicht sichtlich in die Enge getrieben, versuchte es nun, wie schon so oft, mit einem Überraschungscoup. Wo man bisher nur von Elektron und Proton wußte,



Elektronenstrahlen, die aus winzigsten, kaum vorstellbar kleinen, mit ungeheurer Geschwindigkeit dahinsausenden Teilchen bestehen, bringen die Luft und einen darunter befindlichen Kristall zum hellen Leuchten.

mischte sich plötzlich das Neutron ins Gefecht, das sich als ein weder positiv noch negativ geladenes Teilchen von der Größe eines Protons entpuppte. Und schließlich erschien gar noch ein viertes, bisher ganz unbekanntes Teilchen auf dem Schlachtfeld der wissenschaftlichen Forschungen, nämlich das positiv elektrisch geladene Elektron. Aber die Physiker waren nur für kurze Zeit aus dem Konzept gebracht. Rasch hatten sie ihre Theorien umgebaut und schmiedeten nun aus den Verteidigungswaffen der Natur neue Angriffswaffen. Vortrefflich mußte ihnen das Neutron zustatten kommen. Eine Granate, welche die größere Wucht des Protons mit dem Vorzug verband, keinerlei störende Kräfte in sich zu bergen, mußte ein ideales Mittel sein, dem Atomkern zu Leibe zu gehen. Von diesem Gedanken ging Professor Fermi an der Universität Rom aus, der vor kurzem melden konnte, daß er das Element 93 entdeckt habe. Er benutzte Neutronen als Geschosse und bombardierte mit diesen





Im Laboratorium erzeugte Elektronenbahn.

Uranatome. Dabei geschah dann das Wunder. Der Uran kern wurde nicht zerstört, sondern er verschluckte die winzige Granate und vergrößerte so seine Masse. Damit aber entstand etwas, was es bisher überhaupt noch nicht gab in der Natur, ein Atom schwerer als das des Urans, ein neues Element, das nicht entdeckt wurde wie die andern Elemente, sondern sozusagen vom Menschen neu geschaffen, das Element Nummer 93.

Was es aber damit physikalisch und chemisch auf sich hat, läßt sich natürlich im Augenblick noch nicht sagen. Es bedarf vor allem erst der Bestätigung auch durch weitere Versuche, daß hier wirklich ein neuer Urstoff geschaffen ist. Sicher ist jedenfalls, daß die Physiker wieder einmal auf dem Wege sind, von einer kaum abgeschlossenen Revolution ihre Wissenschaft zu einer neuen vorzustoßen. Im ewigen Umschwung ihrer großen Ideen!



Favaria-Verlag, München.

»Bei dem Mann ist wirklich keine Krankheit zu entdecken.«

Nach einer Zeichnung von Erich Dermigel



Savaria-Verlag, München.

»Der Mann, der das Atom zertrümmerte.«

Nach einer Zeichnung von Wolfgang Stamm.

# Wespen= taille



Von Dr. Hermann Popp

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, aber der Mensch war dessen nicht zufrieden, vielmehr eifrig bemüht, seine naturgegebene Körperlichkeit umzuformen, sie eindrucksvoller, vorteilhafter, schöner erscheinen zu lassen, als sie ihm verliehen war. Seit Urzeiten sehen wir ihn daher mit Pinsel, Farbe und allerlei In-



Abb. 1. Weibliche Figuren mit Wespen-tailen. Steinzeitliche Felsbilder aus Ostspanien.

strumenten an sich herumhantieren, seine Haut mit Tatauierungen und Narbenzeichnungen versehen, Kopf, Hals, Leib und Extremitäten mit fremden, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich entnommenen Gegenständen behängen, diese auch in gewaltsam



Abb. 2.  
Mycenische Frauentypen mit Wespentailen.

durch operative Eingriffe erzeugte Öffnungen der Nase, der Ohren und selbst der Lippen anzubringen, um schließlich sogar der plastischen Erscheinung seines Körpers durch Plattdrücken und Einschnüren des Schädels, der Bein- und Armmuskulatur, der Füße und insbesondere der Hüften ein von der physiologischen Norm abweichendes Aussehen zu verleihen.

So gibt es in der Tat keine einigermaßen zugängliche Körperregion, die nicht bei den und jenen Völkern gewohnheitsmäßig „verschönert“, das heißt verformt wird, und zwar oft in der bizarrsten Art und mit einer Intensität, die nicht nur Unbequemlichkeiten und



Abb. 3. Porträtstudie  
der Tänzerin Cleo de  
Mérode von J. A.  
Falguière, 1890

Schmerzen, sondern auch dauernde organische Schädigungen im Gefolge hat. Hierher gehört vor allem die Einschnürung der Hüften zur Erzielung der „Wespentaille“. Diese Unterdrückung der natürlichen Gliederung des Rumpfes ist über die ganze bewohnte Erde verbreitet als eine der ältesten Modetorheiten, die der Mensch ersann zur Verschönerung des Ichs im Hinblick auf das Du, nämlich auf den Geschlechtspartner.

Bereits auf den noch tief in die Steinzeit zurückreichenden Skulpturen und in die Felswände der Höhlenwohnungen eingeritzten Zeichnungen von menschlichen Gestalten läßt sich deutlich erkennen, daß schon damals, also vor mehreren Jahrzehntausenden, die Wespentaille mit weit ausladenden Hüften als weibliches

Schönheitsideal gegolten hat (Abb. 1). Allen Anschein nach wurde dieses Ideal durch straff um den Leib gewickelte Binden erzielt, wie sie auch die ägyptischen, indischen und griechischen Frauen während des frühesten Altertums trugen (Abb. 2). Sie besaßen den Vorzug, nicht so unbequem und heiß zu sein wie die richtigen Korsettpanzer und gestatteten trotzdem ein Höchstmaß an Einschnürung.

Zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrtausends traten die mondänen griechischen Damen in Kostümen auf, wie sie nur die Spekulation auf maskuline Sinnlichkeit und der Trieb nach Herrschaft über den Mann zu erfinden fähig war

(Abb. 4). Die schmale Wespentaille, die raffiniert geschickte Modellierung der Hüften, von denen der kokett geschwungene Rock in mehreren Volants abfällt, haben auffallende Ähnlichkeit mit Korsettmoden der Neuzeit, die sich nicht genug tun können, spezifische Charakteristika des weiblichen Körpers durch Übertreibung des Gegensatzes zwischen der auf ein Minimum reduzierten Taille und der schwungvollen Üppigkeit der Hüften hervorzuheben. Die Dekolletage, die hier in der herausforderndsten Form erscheint, würde man heutzutage unbedingt als schamlos bezeichnen, selbst wenn man sich daran erinnert, daß bei Hoffesten im kaiserlichen



Abb. 4. Frau mit Wespentaille. Bunte Fayence aus Knossos

Deutschland der Zeremonienmeister eigens das Dekolleté der geladenen Frauen auf seine „Offenherzigkeit“ zu prüfen hatte, so daß manche Dame wieder nach Hause geschickt wurde oder sich durch die Hand der Kammerfrau eine Erweiterung ihrer Korsetage gefallen lassen mußte.

Die Binden und Bandagen, mit denen die Griechinnen eine Erhöhung ihrer Reize anstrebten, ersetzten die eiteln Römerinnen durch versteifte und gepolsterte Ledermieder, während die Frauen Alt-Chinas auf derartige mechanische Hilfsmittel überhaupt verzichteten und den gewünschten Effekt durch entsprechende Diät zu erreichen suchten. In der Tschordynastie übertrieben die Damen des Kaiserhofes diese Mode in dem Maße, daß viele von ihnen durch die Vorbereitungen hierzu Hungers starben.

Galt die Wespentaille bisher nur am weiblichen Körper für schön, so sehen wir zur römischen Kaiserzeit die Unsitte des



Abb. 5. Mekeomann  
mit Wespentaille.

Schnürens auch auf die Männer übergreifen, die sich nach den Berichten des Hofhistoriographen Capitolinus feingearbeiteter Korsette aus Zedernholz bedienten. Und zwar waren es nicht nur die Cäsaren, die dieser pervertierten Mode huldigten; denn die Industrie der „stropharii“, die sich mit der Herstellung dieser Toilettestücke befaßte, war so bedeutend, daß auf eine weit allgemeinere Anwendung ihrer Erzeugnisse bei der römischen Männerwelt geschlossen werden darf.

Über Byzanz, das damals in Modesachen dieselbe Rolle spielte wie heute Paris etwa, fand dann im elften Jahrhundert die Wespentaille ihren Weg nach dem europäischen Norden. Auch in Deutschland wurde sie begeistert empfangen und selbst ein

Wolfram von Eschenbach hat sie besungen: „Wie Wesp' und Ameis' um die Mitte pflegen schlank zu sein, Noch schlanker seien unsere Mägdelein.“

Doch nicht bloß die Mägdelein und Frauen, auch die deutschen Männer, die Ritter zumal, entflammten sich für diese Modetorheit so sehr, daß sie die Wespentaille selbst an ihren Eisenrüstungen nicht missen mochten (Abb. 7). Sogar die heiligen Streiter Gottes vermochten sich jene Zeit ohne einen „Kursat“ mit eingenähten Stahlschienen nicht vorzustellen (Abb. 8).

Mit der Herrschaft des Reifrocks erreichte diese mit so viel Opfern an Gesundheit und Lebensfreude verbundene Verzerrung des Schönheitsbegriffes ihren Höhepunkt. Eine Taillen-



weite von 30 Zentimeter, wie die Gräfin Krasinska eine zu haben sich rühmen durfte, war das allgemein bewunderte Ideal, zu dessen Verwirklichung man bereits die kleinen Mädchen in eng geschnürten Korsetten schlafen ließ.

Klerus und Obrigkeit suchten diese wahrhaft gesundheitsmordende Mode durch ständig wiederholte Verfügungen einzudämmen. Mit zwei Goldgulden Strafe bedrohte der Hohe Rat von Zürich alle Frauen, die „den Leib pressen mit ledernen Schnürgewändern und Spangen, so maassen nur ein gotteslästerlich Gefängnis seyend für den Leib“. Und in England war im siebzehnten Jahrhundert ein Gesetz in Kraft, das bestimmte: „Jedes Weib, gleichviel ob Jungfrau, Frau oder Witwe, das einen Mann beschwächt oder verleitet zu einer Ehe unter Zuhilfenahme von Wohlgerüchen, Schminken, Schönheitsmitteln oder Tragen von künstlichen Zähnen, falschen Haaren, Schuhen mit hohen Absätzen, Schnürleibern mit Eisenstangen oder falschen Hüften, das soll alle vom Gesetz über Zauberinnen verhängte Strafen erdulden und seine Ehe außerdem nichtig und als nie bestanden erklärt werden.“

Alle diese Bestimmungen, so rigoros sie auch durchgeführt wurden, blieben ohne den geringsten Erfolg. Siegreich behauptete sich die Wespentaille und forderte unter Frauen und Männern nach wie vor ihre Opfer. Noch im Jahre 1801 hatte sich ein Herr von Dorville zu einem Ballfest des russischen Gesandten in Berlin derart geschnürt, daß er beim Tanz vom Schlag getroffen



Abb. 6. Papua  
mit Wespentaille.



Abb. 7. Maximilian-  
rüstung, 16. Jahr-  
hundert



Abb. 8. Der heilige Georg,  
Holzfigur, 16. Jahr-  
hundert.

tot zu Boden sank. Bis tief ins neunzehnte Jahrhundert läßt sich an Modebildern der Gebrauch des Korsetts auch bei der europäischen Männerwelt verfolgen (Abb. 9). Die der Südsee trägt es bis zum heutigen Tag als fast ausschließlichen Bestand ihrer Kleidung (Abb. 5, 6). Hier begegnet man Tailleweiten von knapp einem halben Meter, behäbigen Großvätern, die in denselben Hüftgürteln umhergehen, die sie als fünfzehnjährige Jungen angelegt hatten, ohne sie jemals zu wechseln.

Wahrheiten und Narrheiten, zumal Modenarrheiten, haben Ewigkeitswert. Sie geraten wohl für eine gewisse Zeit in Vergessenheit, schlafen gleichsam ein, aber sie schlafen eben nur, und sie erwachen zu neuem Leben, sobald es irgend einem Schneider-

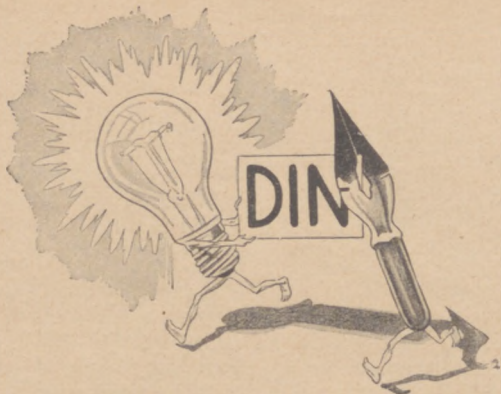


Abb. 9. Herrenmode  
um 1850.



Abb. 10. Frauenmode  
um 1850.

meister in Paris oder London beliebt. Kenner der Modelaunen prophezeien ja schon geraume Zeit die Wiederkehr der Wespen-taille, und der Frauenleib wird dann der gleichen Verunstaltung unterliegen, die gleiche Unwahrheit der Formen vorspiegeln, wie sie die Porträtstatue einer der gefeiertsten Schönheiten der jüngsten Vergangenheit in einem abschreckenden Beispiel vor Augen führt (Abb. 3). Doch wie damals wird man „auf Taille schwören“ und die Trägerin dieses durch eine Schnürfurche zer- teilten Körpers mit dem eingedrückten Rippenkorb und den Fettansammlungen an den gewaltsam ausgeschwungenen Hüften preisen als „la belle des reines, la reine des belles, aimées des sculpteurs, des Dieux et des roix“!

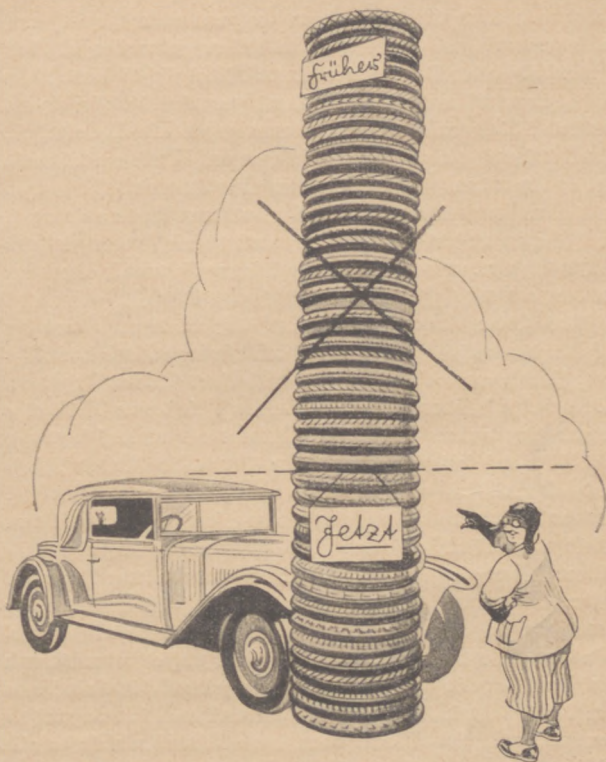


## DIN = Das Ist Norm

*Eine großartige Leistung deutscher Gemeinschaftsarbeit*

Von KARL KASPER • Zeichnungen von KURT LANGE

Wir alle haben schon einmal über den etwas weltfremden Zeitgenossen gelacht, von dem erzählt wird, daß er den Großteil aller Gaststätten und Kaffeehäuser im Besitze eines einzigen Mannes wähnte. Zu dieser irrtümlichen Annahme soll der Held der Anekdote deshalb gelangt sein, weil er die häufig auf den Scheiben zu lesende Aufschrift „Franz. Billard“ falsch deutete. An dieses Mißverständnis wird man stets erinnert, wenn man sieht, wie technisch weniger unterrichtete Personen sich den Kopf über das Geheimnis des Zeichens „DIN“ zerbrechen, das immer häufiger auf den mannigfachsten Gegenständen erscheint. Viele halten es für eine Art Fabrikmarke. Sie werden allerdings mit der Zeit in diesem Glauben dadurch erschüttert, daß diese drei rätselhaften Buchstaben sowohl auf Milchflaschen als auf Schraubenschlüsseln, auf Baumaterialien, Radachsen, Stehleitern, Installationsgerät, Kreissägeblättern, Schwungrädern, Maschinen-



teilen und so weiter zu finden sind. Alle diese Erzeugnisse können doch unmöglich aus ein und demselben Lieferwerk stammen! Tatsächlich ist es auch nicht so. Das Wortzeichen DIN ist keine private Schutzmarke, sondern der Ausweis für die Teilnahme an einer weitreichenden Gemeinschaftsbestrebung, nämlich an der *N o r m u n g*. Es besagt: „Das Ist Norm“.

Leider weiß die Öffentlichkeit bis heute immer noch recht wenig vom Sinn und Zweck dieser Normungsarbeit, obgleich sie einen

jeden von uns angeht und auch allgemeinwirtschaftlich von außerordentlicher Bedeutung ist. Es soll vorgekommen sein, daß jemand, dem der Verkäufer in einem Möbelgeschäft einen Tisch als „genormt“ empfahl, sich erkundigte: „Ist das besser als poliert?“ Das unbewußte Mißtrauen gegen alle Neuerungen, genährt durch wiederholte Enttäuschungen, ist wie ein Eiswall, der auch von den wirklich wertvollen Entdeckungen, Erfindungen und Einrichtungen nicht so schnell zu nehmen ist; daran mag es wohl liegen, daß auch die Normung, trotz ihrer gewaltigen sachlichen Erfolge, noch lange nicht so bekannt ist, wie sie es zu sein verdiente.

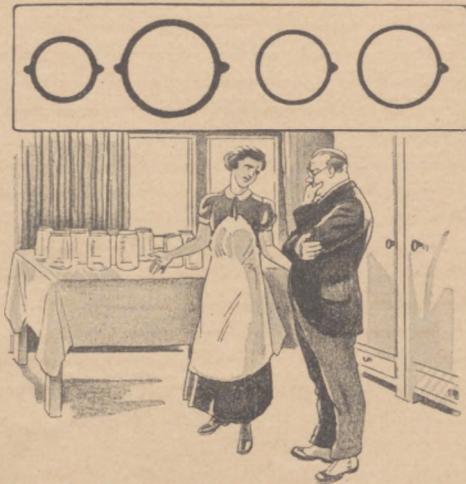
Was ist die Normung? Am sinnfälligsten begreift man ihr Wesen, wenn sie nicht vorhanden ist. Da steht zu Hause eine Nähmaschine ältern Modells. An ihr wird eines schönen Tages ein Teil schadhast, etwa eine Schraube, ein Hebel, eine Welle oder irgend eine andere Kleinigkeit. Nun, denkt man sich, dieser Schaden wird leicht zu beheben sein. Man wird eben ein Ersatzteil besorgen. Ja, wenn das nur so einfach ginge. Diese kleine Schraube, oder was es auch sonst immer sein mag, ist mit einem Male nirgends aufzutreiben. Ihr Gewinde und ihre ganze Ausführung ist von besonderer Art. Und ob man von der einen in die andere Eisenwarenhandlung pilgert, überall ist die Suche erfolglos. Zum Unglück besteht die Herstellerfirma auch nicht mehr. Was nun? Jetzt macht sich Sonderanfertigung erforderlich, und die ist nicht nur kostspielig, sondern auch zeitraubend. Kein Wunder, daß der unglückliche Nähmaschinenbesitzer in den verzweifeltsten Ruf ausbricht: „Können denn solche Schrauben nicht für alle Nähmaschinensysteme einheitlich konstruiert werden?“

Wie mit diesen Nähmaschinenteilen kann es einem auch mit unzähligen andern Dingen gehen. Wenn der Hausfrau beim Einkochen ihres Obstes einige Deckel zu ihren Einmachgläsern entzwei gegangen sind, ist es unter Umständen unmöglich, Ersatz zu besorgen, weil alle angebotenen Sorten nicht passen. Der Durchmesser braucht nur um Millimeter abzuweichen, um den Deckel oder das Glas unverwendbar zu machen. An Landmaschinen, zum Beispiel Eggen, Heuwendern, Dreschkästen und so weiter

können sich ähnliche störende Vorkommnisse ereignen; nirgends ist ein Ersatzteil erhältlich. Die Reparatur verteuert sich dadurch um ein Vielfaches, und eine wichtige Arbeit muß vielleicht deswegen um einige Tage zurückgestellt werden. Was dies in der Erntezeit bedeuten kann, bedarf wohl keiner Erörterung.

Aus diesen wenigen Beispielen dürfte schon so viel ersichtlich sein, daß ein fühlbares Bedürfnis nach technischer Vereinheitlichung besteht. Nicht als ob alle Maschinen und alles Gerät nun unbedingt die gleiche Konstruktion und Ausführung zeigen müßten. Aber die am häufigsten vorkommenden Teile sollen austauschbar sein. Das ist gewiß keine übertriebene Forderung, hat nichts mit „Nationalisierung“ und all diesen Dingen zu tun, deren Wert für die Gemeinschaft heute sehr umstritten ist. Die Normung ist ein Ergebnis der hochentwickelten Technik, deren

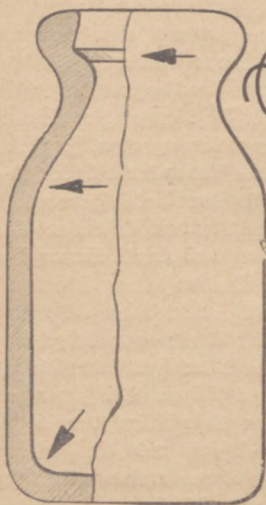




Schöpfungen meistens aus einzelnen Bauteilen zusammengesetzt sind. Schrauben und Schraubenmutter, Gewinde, Bolzen, Nieten, Räder und Achsen sind solche Einzelteile. Daß es davon verschiedene Größen geben muß, ist klar. Aber doch nicht willkürlich viele. Man kommt auch mit einer beschränkten Sortenzahl aus, über die sich Hersteller und Verbraucher einigen können. Das ermöglicht Massenherstellung, befreit den Konstrukteur von der Arbeit, jedesmal Berechnungen für solche immer wieder vorkommenden Einzelteile vornehmen zu müssen, vereinfacht die Lagerhaltung und erleichtert den Bestellverkehr. Schrauben haben bekanntlich Gewinde, die aber, je nach dem Verwendungszweck, verschieden gestaltet sind. Vor der Normung gab es zweihundertvierundsiebzig Gewindesorten, und jeder Hersteller war natürlich überzeugt, daß gerade die seinen unentbehrlich wären. Heute gibt es nur noch zweiundsiebzig Gewindesorten — und die Technik kommt auch damit aus. Auf andern Gebieten hat sich die Vereinheitlichung zum Segen des Verbrauchers noch stärker durchgesetzt. Statt fünfzehnhundert Arten von Nähmaschinennadeln



Самый лучший  
двор



Слов



gibt es jetzt deren nur noch zehn, statt zweihundert Modellen von Krankenhausbetten leisten heute sechs Typen die besten Dienste. Die Normung schafft technische Ordnung und beugt der Kräftezersplitterung vor. Der dadurch erreichte Zustand verhält sich zum früheren wie etwa die Einführung der Meterrechnung gegenüber den vorher gebräuchlichen preussischen, bayrischen, badischen, württembergischen und sonstigen „Fuß“ und so weiter.

Beseitigung von Arbeitshemmungen und erleichterte Auswechslungsmöglichkeit sind allein schon recht beachtliche Vorteile. Indessen wird vielleicht der zahlenmäßige Nachweis tatsächlicher Ersparnisse noch überzeugender für die Normung werben. Im Bauwesen ist man zum Beispiel dazu übergegangen, Fenster und Türen zu vereinheitlichen. Diese Teile können deshalb viel billiger hergestellt werden (fast um 30 v. H.). Wenn dies allgemein durchgeführt würde, ergäbe sich bei einem Bau von fünftausend Wohnungen im Jahre eine Ersparnis von rund 120 Millionen Mark. Angesichts der Siedlungspläne der Reichsregierung ist dies gewiß eine Tatsache von besonderer Wichtigkeit, und deshalb wird behördlicherseits darauf gedrungen, die Normung weitestgehend zu berücksichtigen. Überhaupt weiß man in den Amtsstuben sehr wohl den Nutzen der Normungsarbeit zu schätzen. Briefbogen sowie selbstverständlich die dazugehörigen Briefhüllen (deutsch „Küverts“), Karteikarten, Schnellschrifthefte und die Formularvordrucke hat man nämlich ebenfalls vereinheitlicht, und zwar auf die sogenannten „DIN-Formate“. Die Ersparnis aus dieser Maßnahme wird auf jährlich rund 2 Millionen Mark geschätzt. Sie ergibt sich daraus, daß nunmehr die Erzeuger und Verarbeiter in der Herstellung, Lagerhaltung und Beschaffung der papierernen Herrlichkeiten billiger wegkommen, daß sich außerdem die Normung der Aktenmappen und selbst der Büromöbel ergab, die ihrerseits nun auch wieder preiswerter zu haben sind. Der Kraftwagen ist aus einem Luxusgefährt der wenigen erst dadurch zu einem Verkehrsmittel für die vielen geworden, daß in den modernen Herstellungsverfahren weitestgehend genormte Konstruktionsteile, also Achsen, Federn, Räder, Armaturen und so weiter angewendet werden.

Wer auch höhere Gesichtspunkte als nur die rein wirtschaftlichen gelten läßt, der wird vor allem der Normung dafür Dank wissen, daß sie auch die Betriebsicherheit von Gebäuden, Maschinen und Gerät erhöht und damit Unfälle verhindern hilft. Dies wird zum Beispiel durch die Festsetzung von Mindestgütevorschriften für die wichtigsten Werkstoffe erreicht, so unter anderm für Bausteine und Bauholz, durch die Festlegung der Berechnungsgrundlagen für Brückenkonstruktionen und Förderaufzüge. Auch die Typenvereinheitlichung gehört hierher. Der Löschzug, der bei einem Brande im Nachbardorf zu Hilfe kommt, würde tatenlos zuschauen müssen, wären zum Beispiel nicht die Schlauchkuppelungen genormt. Und wie verhängnisvoll müßte es sich im Ernstfall auswirken, wenn die Reserveatemeinlage für die Gasmaske nicht passen würden, weil ein Fabrikant Form und Abmessungen der Gewinde nach seinem eigenen Gutdünken festgesetzt hätte.

Rund fünftausend solcher Vorschriften umfaßt bisher das deutsche Normensammelwerk, eine Leistung, auf die wir umso eher stolz sein dürfen, weil sie das Werk freiwilliger Vereinbarung und Verständigung aller beteiligten Kreise, nämlich der Erzeuger, der Händler und der Verbraucher sind. Dieser Erfolg zeugt von einem vorbildlichen Gemeinschaftsgeist, denn oftmals galt es, für die eine oder andere Gruppe Sonderinteressen hintanzustellen zum Wohl des großen Ganzen. Die Normung bedeutet damit auf technisch wirtschaftlichem Gebiet eine bereits seit langem begonnene Verwirklichung der Forderung „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“.



## VERÄNDERT DIE AUTOSTRASSE DAS AUTOMOBIL?

Text und Zeichnungen von Ingenieur B. und H. von Römer, München

Auswertung des Stromlinienprinzips. — Der erste deutsche Zweistockkomnibus für Autobahnen. — Kraftverkehr ohne Benzin.

Der Automobilverkehr hat gerade in jüngster Zeit, wie die Kraftwagenstatistik beweist, einen ungeahnten Aufschwung genommen, und dieser Anstieg wird sich noch fortsetzen, wenn erst

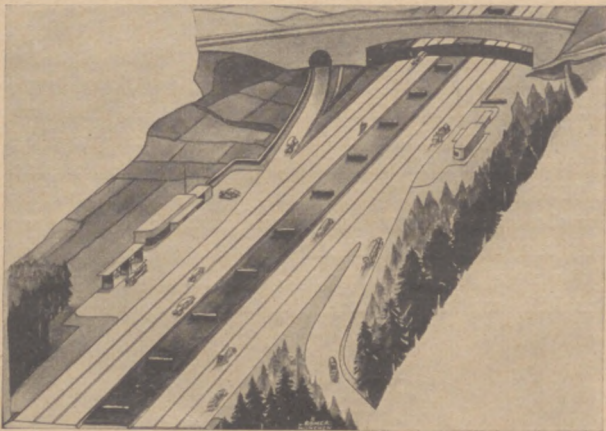


Abb. 1.

Ansicht einer Reichsautobahn mit zwei dreispurigen Fahrstraßen von je 7,5 Meter Breite. Dazwischen liegt der 6 Meter breite Rasenstreifen mit den Querhecken. Die Autostraße wird an keiner Stelle von einer andern Straße gekreuzt, sondern entweder über- oder unterfährt. In gewissen Entfernungen befinden sich besondere Parkplätze mit Tankstellen und Reparaturwerkstätten.

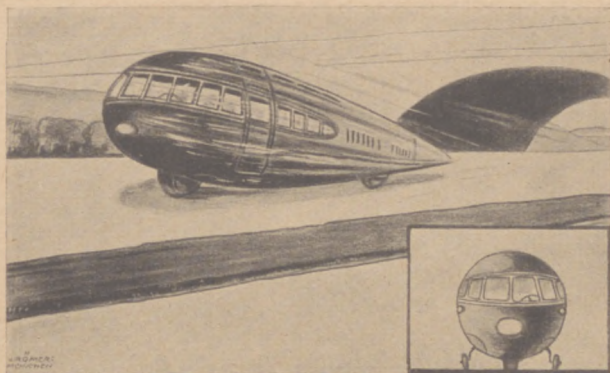


Abb. 2.

Ein Einspurfahrzeug für Autobahnen in einer Stromlinienform. Bei verminderter Geschwindigkeit sowie zum Anhalten und für den Start klappt sich ein kleines seitliches Räderpaar automatisch aus dem Rumpf heraus.

die in Bau befindlichen Nurautostraßen, die sogenannten Autobahnen, fertiggestellt sein werden. In den nächsten Jahren soll Deutschland sechs solcher Verkehrsstraßen erhalten (Abb. 1). Eine der wichtigsten wird die Nord-südlinie sein, die von Hamburg über Frankfurt nach Basel geht und später von der Schweiz weitergeführt werden wird, um den Anschluß an die italienische Autostraße bis nach Genua herzustellen. Eine zweite deutsche Reichsautobahn, die Linie München—Landesgrenze—Salzburg, ist bereits ziemlich weit fortgeschritten. Der Bau dieser großen Verkehrsadern aber wirkt wiederum sehr befruchtend auf die Entwicklung der Fahrzeuge und übt einen bedeutenden Einfluß aus auf die konstruktive Durchbildung und Formgebung der Wagen. Sozusagen ganz von selbst werden wir nach und nach zu dem



Abb. 3.

An der Geburtsstätte des bekannten Latra-Strömlinienwagens. Im Vordergrund eine Anzahl kleiner Wagenmodelle. Am großen Reißbrett wird ein Strömlinienwagen in natürlicher Größe aufgezeichnet.

idealen Autobahnkraftfahrzeug kommen (Abb. 2). Eine Reihe bekannter Konstrukteure, wie zum Beispiel Doktoringenieur Kumpfer, Saray und Keitel, haben schon vor vielen Jahren darauf hingewiesen, daß nicht nur beim Luftfahrzeug, sondern auch beim Auto der kraftverzehrende Luftwiderstand durch entsprechende Formgebung verringert werden müsse. Auf der Allgemeinen Deutschen Automobilausstellung in Berlin 1921 erregte der sogenannte Kumpfer-„Tropfenwagen“ großes und berechtigtes Aufsehen. Der Wagen besaß Strömlinienkarosserie, Heckmotor und hintere Schwingachse, also drei wesentliche Konstruktionsmerkmale, die im heutigen modernen Automobilbau eine so große Rolle spielen, damals jedoch in ihrer vollen Bedeutung noch nicht erkannt wurden. Der Tropfenwagen, der eine Sensation hervor-

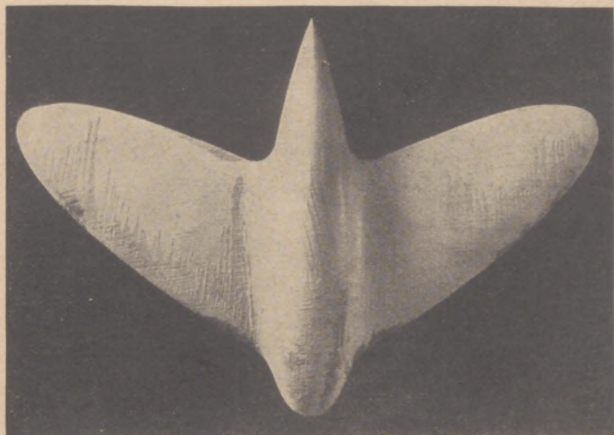


Abb. 4.

Ein interessantes Bild aus der strömungstechnischen Entwicklungsarbeit von Junkers: Flügel mit stetigem Übergang in den Rumpf (Windkanalmodell). Diese flugwissenschaftlichen Versuche sind auch für den Aufbau der Gestaltung der Karosserie, für das Ansetzen der Kotflügel und so weiter von großer Wichtigkeit.

rief, konnte sich seinerzeit aber noch nicht durchsetzen. Heute, im Zeitalter der Autobahnen, auf denen man Reisegeschwindigkeiten von 120, 150 und sogar 180 Kilometerstunden erreichen will, ist die Frage der rationellen Formgebung der Fahrzeuge natürlich wieder stark in den Vordergrund getreten. Allenthalben geht man daran, die Wagenformen nach aerodynamischen Gesichtspunkten durchzubilden und die Karosserie möglichst dem Idealstromlinienkörper anzupassen (Abb. 3). Dieser Körper des geringsten Widerstandes ist gekennzeichnet durch einen halbkugeligen Kopf, an dem sich eine lange bauchig-kegelige Spitze anschließt (Abb. 4). Wird ein solcher Stromlinienkörper vom Luftstrom angeblasen, wie



Abb. 5.

Der deutsche Stromlinienomnibus für den Fernreiseverkehr. Die Karosserie des „Straßenzepp-Deutschland“ wurde von Ludwig-Essen geschaffen. Durch geschickte niedrige Anordnung der Eise konnte bei diesem neuen Zweistockomnibus die Bauhöhe verhältnismäßig gering gehalten werden.

dies im Versuchswindkanal geschieht, so teilt sich die Strömung am Kugelkopf und fließt ohne die geringste Wirbelbildung entlang den Wänden nach der Spitze hin ab. Es muß daher angestrebt werden, auch den Motor, der sich bei den heute üblichen Fahrzeugen meist noch vorne in einer langen Motorhaube befindet, in diese Stromlinienform mit einzubeziehen. Beim Heckmotorwagen ist dies ja, wie es Kumpfer schon 1921 bei seinem Tropfenwagen gezeigt hat, ohne weiteres leicht möglich.

Die Auswertung des Stromlinienprinzips hat natürlich nicht nur für Renn- und Sportwagen, sondern ebenso für schwere Reisewagen und schließlich auch für große Überlandomnibusse (Abb. 5), die einmal auf den Autostraßen verkehren werden, eine große Bedeutung, weil sich gerade die starkmotorigen Wagen auf den glatten hindernisfreien Straßen voll ausfahren lassen und durch die Verminderung des Roll- und Luftwiderstandes



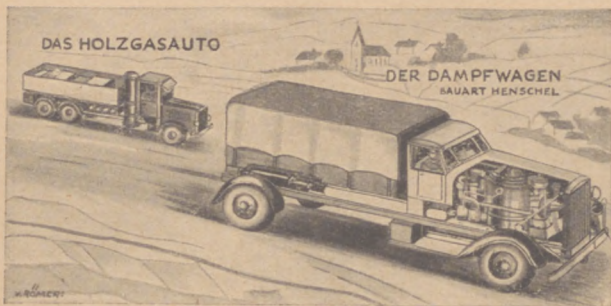


Abb. 6.

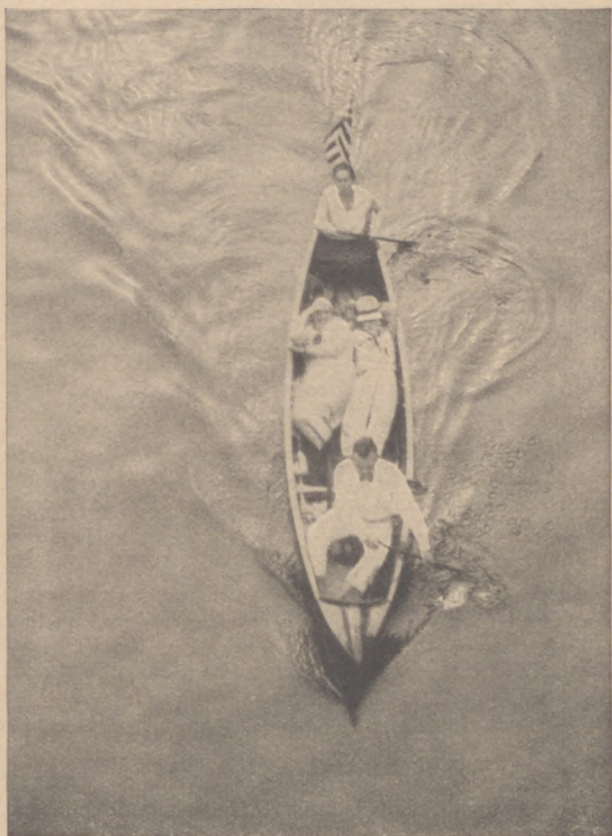
Kraftfahrzeuge ohne Benzin. Das Holzgasauto und der Dampf-Kraftwagen treten neuerdings wieder in den Vordergrund, weil sie die Einfuhr ausländischer Brennstoffe überflüssig machen. Diese beiden Antriebsarten werden auch im zukünftigen Omnibusreiseverkehr eine große Rolle spielen.

gleichzeitig eine bedeutende Brennstoffersparnis erzielt werden kann. Hinsichtlich der Antriebsmaschinen haben sich fünf verschiedene Arten herausgebildet, nämlich der Benzin-, Rohöl-, Holzgas-, Dampf- und der elektrische Antrieb. Der Dieselmotor konnte sich in letzter Zeit besonders im Schwerlastwagenbau weiter stark einbürgern, und die Verwendung von Dieseldomnibussen nimmt immer mehr zu. Gleichzeitig macht aber auch der mit Holzgas betriebene Kraftwagen von sich reden, den ebenso wie dem Überleitungsomnibus und dem Dampfswagen (Abb. 6) in Zukunft noch ein großes Feld offen steht.



Phot. Dr. P. Weller.

*Sommerfreuden.*



Phot. Dr. P. Weller.

*Blick von der Brücke.*



## Erzählung von Alb. Rich. Wetjen

Mit Zeichnungen von Kurt Werth

Un der Küste von Oregon, fünf Meilen landab, schnaufte der Kleine Frachtdampfer „Goodrich“ nordwärts, mit Kurs auf Marshfield. Einige Meilen achteraus eilte die „Red City“ nach Süden. Ihr weißer Rumpf schimmerte im Sonnenlicht.

Der Kapitän Uriah Tibbets knurrte hinüber nach dem vorwärtsprechenden Steamer, dem Stolz der pazifischen Häfen.

„Ein prächtiges Schiff, das muß man ihr lassen“, murmelte sein Erster Steuermann. Kapitän Tibbets nahm die nie fehlende Stummelpfeife aus dem Munde, die er angeblich nötiger beim Navigieren brauchte als den Sextanten.

„Schert euch aus dem Wege, ihr lächerlichen Zwergkähne!“ sagt die „Red City“. Und an Bord regiert der olle Murray mit fast einem halben Schock Offizieren, dick voll von goldenen Treffern“, brummte Kapitän Uriah Tibbets. „Neulich an Land traf ich ihn, im Hotel Imperial. ‚Tag, Skipper‘, sage ich, ‚wie macht sich’s mit dem neuen Schiff?‘ Da lacht er doch so schäbig: ‚Oh, ein bißchen besser schon als mit den Mixed-Pickles-Kästen.“

Der Erste verbarg sein Grinsen hinter der Hand und sagte nur: „Taja, mancher hat einen Dufel!“

„Oh“, warf der Kapitän schnell ein, „Murray ist ein tüchtiger Seemann, tipptopp, davon kann ich ein Liedchen singen. War doch mit ihm vor Jahren auf der ‚Trinity‘, als er sie durch den Orkan brachte. Nur — n hübschen reichlich hochnäsigt ist er jetzt geworden. Na, kein Wunder, wenn die pikfeinen Weiber andauernd auf seinem Promenadendeck ’rumwimmeln!“

Zibbets wälzte seinen dicken Bauch auf die andere Seite der kleinen Kommandobrücke und beobachtete, energisch passend, den blauen Küstenstrich voraus, der sich allmählich schärfer abhob, als die „Goodrich“ im Bogen landwärts steuerte. Seine stahlgrauen Augen funkelten plötzlich, als er auflachte: „Na, wir haben nicht das Recht, auf einen tüchtigen Seemann neidisch zu sein, wenn er es geschafft hat. Wir hier, Offiziere der Mixed-Pickles-Flotte — siebenundfünfzig diverse Sorten! Wir sollten doch ruhig die Klappe halten.“

Bei diesem alten Witz der Wasserkante feixte der Erste wieder, bei diesem Spottnamen „Mixed Pickles“, den man den kleinen Lastschiffen angehängt hatte, die von Hafen zu Hafen schaukelten und auf See immer schön brav den nobeln Luxusdampfern ausweichen mußten, die von Los Angeles nach Seattle und den größeren Zwischenhäfen eilten.

„Ja ja“, meinte er, „— siebenundfünfzig diverse Sorten!“

„Etwas mehr Steuerbord“, rief der Kapitän, als er durch sein Fernglas eine Boje weit voraus sichtete. In dem schmalen viel-fensterigen Ruderhaus quirkte der Mann am Ruder das Rad. „Etwas mehr Steuerbord“, wiederholte er den Befehl.

Der Erste Steuermann hob ebenfalls sein Fernglas und stellte es sorgfältig ein. „Barre ist glatt“, bemerkte er.

„Im—m“, brummte der Kapitän zustimmend. „Aber passen Sie auf: in der Nacht wird ein anständiger Wind wehen.“

Zwei Stunden später hatte der kleine Frachtdampfer die Barre bei ruhiger See passiert und lag vertäut an dem mit grünem Schlick bedeckten Kai. Schauerleute und Stauer schwärmten an Bord, und die Winschen und Ladebäume begannen ihr eintöniges Rattern und Quietschen. Hinter den Hafenanlagen sah man die Dächer von Marshfield, der Stadt der Sägemühlen. Im Hafen

selbst — Coos Bay hieß er auf der Karte — herrschte friedliche Stille, eine Stille, die nicht einmal von dem lärmenden Ladegeschirr, von den Rufen der Arbeiter und dem Krächzen der Möwen zerstört werden konnte; denn die Sonne schien, und der Himmel war blau.

Als es dämmerte, saß Kapitän Zibbets in seiner Kabine, die Füße auf dem Schreibtisch, die Hände über dem Bauch gefaltet, im Mundwinkel die Pfeife. Die Kajüte war spärlich möbliert: in einer Ecke ein spinnenbeiniger Waschständer, neben der niedern breiten Koje. Dicht an der Tür ein zerschliffenes Sofa. Zwei Stühle und am Boden ein abgetretener Teppich. Auf einem der Stühle, zur Rechten des Kapitäns, saß Frau Zibbets, rundlich, gemächlich, die Hände im Schoß.

Fast eine Stunde saßen Herr und Frau Kapitän schweigend nebeneinander. So waren sie es gewöhnt. Jedesmal, wenn die „Goodrich“ Marshfield anließ, kam Mistreß Zibbets an Bord und wartete, bis ihr Mann seine dienstlichen Arbeiten erledigt hatte. Nach dem langen Schweigen sagte sie regelmäßig: „Es ist schon spät, Urah“, worauf der Kapitän prompt antwortete: „Ja, mein Schatz, wir wollen gehen.“

Die „Goodrich“ hob und senkte sich an diesem Abend schwer in ihren Haltetauen, die zuweilen knirschten. Der Wind hatte stark aufgefrischt und fuhr pfeifend durch die dünne Takelung und um die Deckbauten. Das Barometer über dem Schreibtisch stand tief, sehr tief sogar.

Kapitän Zibbets stand auf, zog seinen Rock über und zündete die Pfeife an. Oben an der Laufbrücke sagte er noch zum Ersten Steuermann: „Mehr Trossen, wenn sie zu doll zerrt.“ Bei Kap'n Zibbets gab es kein Hezen und Hasten; auch seine Frau war die Ruhe selbst. Gemächlich schlenderten sie durchs Städtchen zu ihrem Häuschen hinauf.

\* \* \*

Es war ein Uhr nachts, als der Hafenvächter lange und hart gegen die Haustür trommelte. Der Wind fauchte durch die Straßen und trieb den Regen vor sich her. Das Donnern der



Brandung bei den Sandbänken drang ungewöhnlich laut über den Hafen herein. Ob und zu zuckte ein Blitz über den pechschwarzen Himmel. Oben flog krachend ein Fensterflügel auf. „Heda! Seid ihr verrückt? Ich werde euch die Jacke vollhauen!“

„Kap'n Zibbets!“ brüllte der Hafenvächter durch die Finsternis. „Machen Sie auf und kommen Sie fir! Ich bin Jenkins. Wir brauchen Sie dringend.“

„Abwarten!“ Das Fenster knallte wieder zu. Nach fünf Minuten ging die Tür auf. In Hose, Hemd und Pantoffeln erschien Kapitän Uriah Zibbets und polterte los: „Kann denn ein Seemann nicht mal eine einzige Nacht bei seiner rechtmäßigen Frau schlafen, ohne daß eine Bande von —“

Der Hafenvächter hatte ihn heftig am Arm gepackt. „Funkruf an alle Häfen“, polterte er. „Die ‚Red City‘ sinkt bei den Coquillesriffes! Sie müssen hinaus, ihr zu Hilfe!“

Zibbets schwieg sofort und kratzte sich hinterm Ohr. „So hat sie es abgekriegt“, murmelte er dann. Eine Frauenstimme, ruhig und gleichmütig, klang von oben: „Was ist denn los, Uriah?“

„Red City‘ in Seenot, Schatz.“

„Komm 'rauf und zieh deine warmen Socken über und das ganz dicke Wollhemd. Ich lege dir alles bereit.“

„Ja, mein Schatz.“ Zibbets wandte sich an den Wächter. „Kommen Sie 'rein. Wen haben Sie da noch bei sich?“ Er erkannte seinen Ersten. „Ah, Harris. Laufen Sie doch gleich 'runter und wecken Sie die Leute. Wenn welche an Land sind, müssen Sie sie aufstöbern.“

Der Erste nickte und entfernte sich schnell zum Hafen.

„Ich bin im Zweifel —“ brummte der Kapitän. Jenkins schüttelte den Kopf, daß ein wahrer Wasserfall von seinem Südwestufer auf den Furläufer klatschte: „Über was denn im Zweifel?“

Der Kapitän wandte sich zur Treppe. „Ob wir es schaffen über die Barre, meine ich. Muß schwere Brandung dort stehen.“

„Trotzdem!“ Der Hafenvächter rieb sich mit besorgter Miene am Kinn. „Sie müssen es versuchen. Die ‚Red City‘ hat fünfhundert Passagiere an Bord!“

„Hm—m“, kam im tiefen Bass die Antwort des Kapitäns,





der oben im Schlafzimmer verschwand. Dann hörte man seine Frau wieder: „Nun zieh doch das wollene Unterzeug an; es ist bitter kalt heute nacht da draußen . . . Und — fehr lieber um, wenn es dir zu gefährlich scheint.“

„Ja, mein Schatz.“ Hestig pustend fuhr der Kapitän in seine Kleider und kicherte: „Mired-Pickles-Flotte, siebenundfünfzig diverse Sorten, nennen sie uns! Zum Teufel noch eins, wenn sie aber in der Linte sitzen, dann wenden sie sich prompt immer an uns.“

Nach einer Weile kam Uriah Tibbets in einem dicken Mantel herunter. Über das Geländer beugte sich seine Frau hinab, im Morgenrock, mit Lockenwickeln am Kopf. „Paß nur auf, daß dir nichts zuflößt“, mahnte sie. „Auf Wiedersehen! Und — schick mir eine Funkmeldung, wie es abläuft. Gott schütze dich.“ Leise seufzend zog sie sich zurück. Sie kannte den Zoll, den der graue Djean im Zorn forderte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß sie Seeleute nachts fortfahren und im Morgengrauen zurückkehren sah, waagrecht auf einem Lukendeckel, kalt, naß und bewegungslos.

Tibbets klopfte den Hafenvächter auf die Schulter. „Die brave olle ‚Goodrich‘! Ahtthundert Tons. Eine von den Mired Pickles zu Hilfe gerufen, um Papa Murray und sein langes Meertier von zwölftausend Tons zu bergen! Komisch, was?“

Als die unvermeidliche Pfeife qualmte, schlug er mit seinem Begleiter in tosendem Sturm und peitschenden Regenschauern den Weg zum Hafen ein. Seine Frau saß die ganze Nacht in einem abgenutzten Lehnstuhl, still, trockenen Auges, und zuckte manchmal zusammen, wenn der Wind auffaulte oder der Donner der Brandung lauter herüberbrauste.

„Also, wie war die Geschichte?“ fragte Tibbets ernst, während er sich gegen den Wind stemmte. Der Wächter mußte brüllen, um sich verständlich zu machen. „Die ‚Red City‘ lief in Nebel, weiter südlich. Streifte ein Riff, das ihr die Schraube abriß und ein paar Matten lockerte. Sie nimmt Wasser, aber die Pumpen können es noch bewältigen. Das gefährliche ist, wie sie funkte, daß sie ziemlich schnell nordwärts verseht wird.“

„Wo liegt sie jetzt?“



„In Höhe der Coquilles, sie treibt auf die Küste zu. Das schlimmste ist, der Wind weht landein. Sie hat einen Treibanker ausgeworfen, höre ich.“

„Gut. Aber weshalb ruft man da mich? Bin doch kein starker Schleppdampfer. Meine olle Konservendbüchse kann höchstens ihre acht Knoten machen mit 'runtergelaschten Ventilen. Und sie ist aus Holz, nicht mal allzu stabil. Nicht zu vergessen: ich muß über die verfluchten Bänke 'raus!“

„Alles richtig soweit, Kap'n. Aber ich habe Ordrer, das erste beste Fahrzeug zu schicken, das ich im Hafen auftreiben kann. Wir haben nur noch einen Dampfer hier, und der liegt im Trockendock.“

„Und wie steht's mit der Humboldtbüchse?“

„Der Küstenwachkutter von dort ist ausgelaufen, aber bei Trinidad gestrandet.“

„Ruhm und Gloria noch mal! Und da wendet man sich an die Mixed Pickles!“

„Kein anderer da. Fünfhundert Menschen, all die Weiber und Kinder werden ablaufen, wenn die ‚Red City‘ aufbrummt! Von Astoria und von Frisko sind Schlepper unterwegs, aber die brauchen einen halben Tag bei diesem Seegang. Und Sie können doch in ein oder zwei Stunden hinkommen.“

„Wenn wir nicht wegsacken, ja!“ Völlig durchnäßt gelangten sie an den Kai und gingen an Bord. Laternen huschten über die kleine „Goodrich“, der Erste fluchte in der Finsternis, Matrosen liefen schimpfend, aber dienstwillig hin und her. Aus dem Schornsteinventil entwich mit einem vom Sturm zerfetzten Heulton dichter Dampf.

„Wünsche Ihnen Glück, Kap'n“, sagte der Hafenwächter. „Haben Sie nötig, um die ‚Red City‘ bei dem diesigen Wetter zu finden, falls sie nicht ihre genaue Position funken kann. Wenn sie sie selbst weiß, heißt das. Wiedersehen!“

Zibberts schüttelte ihm die Hand und sagte: „Achten Sie drauf, daß meine Frau kriegt, was ihr zusteht. Kann ja sein, daß wir . . .“ Er hielt inne. Schnell begreifend, murmelte der Hafenwächter heiser: „Wohl, wohl“, und lief hastig den Lauffteg hinab, um im Dunkel hinter dem Schuppen zu verschwinden. Zibberts begab sich in seine Kajüte und zog Drock und Seestiefel an. Sein rotes Gesicht war gespannt, seine Augen hart. Grimmig sah er aus mit der nassen Pfeife zwischen den Zähnen. Sie war längst erloschen, einerlei — schon das Gefühl, sie im Munde zu haben, konnte ihn beruhigen.

Er trat auf die Brücke. Hier war er sofort der besonnene, unerschütterliche Kapitän wie stets. Und doch vibrierte in seiner Stimme ein unbestimmter warnender Unterton, der eine Eile in der Ausführung seiner Befehle bewirkte, wie man sie sonst auf der „Goodrich“ selten erlebte.

Der Erste kam vom Hauptdeck herauf. „Alles klar, Sir. Fertig?“

„Ja. Voraus! Danken wir den Sternen, daß wir hohen Wasserstand haben; da kommen wir mit dem Törn 'raus. Wo steckt der Zweite?“

„Achtern, Sir. Der Dritte wartet oben auf Sie.“

„Gut. Der Bootsmann soll doppelte Haltetaue ziehen lassen. Die Leute sollen ihre Gürtel parat halten. Einer am Ruder?“

„Jawohl, Sir.“

„Alle Luken dicht?“

„Zimmermann ist noch dabei.“

„Das ist alles.“

„Jawohl, Sir.“ Der Erste trat ab, während der Kapitän auf die Navigationsbrücke stieg, eine schmale Plattform mit einfacher Reling, durch eine Leinwandverkleidung vorn dürftig geschützt, hinten offen, mit dem kleinen Ruderhaus und einem noch engeren Kartenhaus. In der Tür zum Kartenhaus stand der Dritte und sprach halblaut mit einem Matrosen. Beide sahen müde aus in dem blaffen Licht der Lampe über dem Kartentisch.

„Positionslampen auf?“ fragte Uriah Gibbets.

„Sind auf, Sir.“ Der Dritte nahm strammere Haltung an. „Habe sie selbst gesetzt. Auch einen Kasten Raketen geöffnet.“

„All right. Ans Ruder!“ Der Matrose glitt ins Ruderhaus und schob die Tür zu. Er hatte jetzt den angenehmsten Posten an Bord, denn hier war es trocken und warm. Der Dritte ging zum Backbordtelegraphen und legte die Hand an den Hebel. Der Kapitän ergriff ein Sprachrohr und brüllte seine Befehle nach vorn und achtern.

„Los!“

Es war keine Zeit, auch zuwenig Licht, um das Schiff sorgsam vom Pier abzubringen. Die Taue wurden regelrecht von den stabilen Pollern abgerissen. „Alles los!“ kam es von vorn, gleich darauf auch vom Achterdeck.

„Voll Kraft rückwärts!“ schrie der Kapitän. Dann: „Hart Steuerbord!“ Der Dritte hieb den Hebel des Telegraphen herum, und sofort ertönte das antwortende Klingeln. Das Rad quirlte herum, die „Goodrich“ kam frei vom Kai. Wieder klingelte der Maschinentelegraph. Gegen Sturm und Regen, mit der Ebbe glitt der kleine Frachtdampfer in die tiefdunkle Nacht, auf die Barre zu, wo die Brecher über den Untiefen rohrten. Zwei Stunden brauchte die „Goodrich“ allein, um aus dem Hafengebiet

zu kommen. Nur der Tide verdankte sie, daß es gelang. Zweimal schurte sie an der einen Seite der Fahrtrinne auf Sand und Schlick, und zweimal zwang die Steuermannskunst Uriah Sibbets' sie wieder in tieferes Fahrwasser und rettete sie vor der Vernichtung. Einmal stieß sie unter der Wucht eines groben Brechers auf Grund, mit einem Krach, der sie hart erschütterte und dem Kapitän Schauer des Entsetzens über den Rücken jagte. Doch er ließ sich nichts anmerken.

Endlich war die „Goodrich“ los von der Küste und bahnte sich ihren Weg gegen die gewaltigen Seen, die vom fernen Hawai herantobten und in wilden Schwärmen über die Küsten herfielen, von San Diego bis in die Beringsstraße hinauf. Stampfend, schlingend und zitternd wühlte sich der kleine Dampfer vorwärts, vom Sturm umbraust, in harten Wirbeln weißer Gischt. Auf Deck hätte kein Val sich halten können. Alle Mann benutzten die über Deck gezogenen Haltetaue, wenn sie sich von einem geschützten Winkel zum andern vortasteten, um hier und da zuzupacken. Der Erste kam wieder auf die Brücke während der Zweite mit einigen Matrosen bemüht war, alles Deckgeschirr doppelt festzulassen. Sämtliche Heizer und Kohlenzieher waren im Kesselraum. Die Vergung der „Red City“ war eine Arbeit, die alle Hände erforderte. Wie scharf auch die Gegensätze zwischen Schiffen und Mannschaften zu normaler Zeit waren, wenn Sturm und Seenot drohten, herrschten nur die eisernen Gesetze der See, diese tiefeingewurzelten Gesetze, geschriebene und ungeschriebene, die alle Seeleute zu opferwilliger Kameradschaft zusammenschließen.

Irgendwo dort im Süden, in der Nähe der bösen Riffe, trieb die „Red City“ ihrem Untergang entgegen. Die Küste lauerte, und hoch bäumte sich die Brandung, um das steuerlose Schiff in Trümmer zu zerschellen. Rettungsboote konnten sich bei diesem Seegang nicht fünf Minuten halten. In einer solchen Nacht war es schon schlimm genug, draußen zu sein mit einem starken Schiff und erprobter Mannschaft. Aber noch schlimmer war es, hilflos abzutreiben mit mehreren hundert Passagieren, mit Menschen, die nichts von den Gefahren ahnten! Und mit

unbrauchbaren Booten! Kapitän Zibbets konnte Murrays Gedanken nachfühlen, und bedauerte ihn.

Stunden vergingen. Schon war die „Goodrich“ selbst fast ein Wrack, auf Deck jedenfalls. Ihre Boote waren über Bord, der Schornstein hatte eine tiefe Beule. Alles, was sich losreißen ließ, hatten die schweren Seen schon abgefeigt. Auch die Fenster des Ruderhauses waren unter einem mächtigen Brecher zersplittert, und die Brustwehr der Brücke flappte in Fetzen an der Reling.

Da stiegen plötzlich im Süden Raketen in die Luft und zogen rosarote Streifen. Eine nach der andern leuchtete grell auf, dann gellten Hilfeschreie, Kunde von drohender Vernichtung. Jetzt tickte es in der Funnkabine: „„Red City“ noch intakt, doch größte Strandungsgefahr — Seeanker hält vorläufig gegen die Brandung — aber Küste schon bedenklich nah. — SOS.“

Endlich entdeckte Zibbets den großen Dampfer und konnte die Kommandobrücke erkennen, von der die Raketen aufstiegen. Wenn ein Blitz aus den Wolken fuhr, glitzerte die weiße Breitseite des stolzen Schiffes durch die naß flimmernde Luft. So hilflos die „Red City“ war, ihre Schönheit hatte noch nicht gelitten. Die Seen klatschten bis auf die hohe Brücke; sie zerrte wild an ihrem Treibanker, und man sah durch das Glas, wie Matrosen leinene Beutel mit Öl längsseit herabließen, um die Rämme der riesigen Bogen zu glätten, — mit geringem Erfolg.

Auf der Brücke der „Goodrich“ winkte und brüllte Kapitän Zibbets im wütenden Sturm. Ein paar Gestalten auf der Brücke der „Red City“ winkten im Schein einer hellen Rakete dankbar zurück. Näher schlingerte die „Goodrich“ und suchte windwärts an den Dampfer zu kommen. Die Küste lag nahe, sehr nahe, das konnte der Sturm, der das Lärmen der Brandung übertönte, nicht verschleiern. Nicht weit von beiden Schiffen lauerten die Klippen, unsichtbar, aber der Seemann fühlte ihr Drohen instinktiv.

Hoch in der Takelung des Frachters hing ein Matrose mit einer Leine zum Überholen der dicken Schlepptrosse. Sicher und zuversichtlich manövierte Uriah Zibbets. Er kannte die Küste, kannte die See, und sprang mit seinem Schiff um, als gäbe es

weder Sturm noch Wogen. Rücksichtslos, kreuz und quer, Kommando und Gegenkommando, als seien die Maschinen billiges Uhrwerk. Ein großartiger Draufgänger war dieser Kapitän. Er zwangte die „Goodrich“ zwischen und über die mächtigen Wellenberge. Jetzt war der Frachtdampfer in Höhe der „Red City“, und vom Mast herab flog in Schlangenwindungen die Leine. Der Wurf war knapp, die „Goodrich“ streifte den Dampfer fast mittschiffs, der Wind drückte das Tau seitlich weg. Statt auf das Bordeck, traf es auf die Brücke mitten zwischen die Offiziere. Ein Duzend Hände griffen schnell zu, auch Kapitän Murray hingte sich an. Herum schwang sich der Frachtdampfer, ohne die Leine zu spannen, und blieb in bedenklicher Nähe. Von seinem Heck tanzte eine Stahltrosse über das wilde Wasser, wurde auf die „Red City“ eingeholt und blühschnell doppelt festgemacht. Auf der „Goodrich“ sicherten ein paar Mann die Winde, von der die Stahltrosse abließ. Alles in tiefer Dunkelheit, durch die nur hin und wieder ein Blitz zuckte. Langsam drehte der Frachtdampfer ab und begann zu ziehen. Die dicke, viele Zentner schwere Stahltrosse wippte auf und ab wie ein Hinderspringseil. Dann straffte sie sich für einen Augenblick, als die „Red City“ sich gegen ihren Seeanker stemmte. Man holte den Anker schnell längsseit, bereit, ihn sofort erneut zu werfen, falls die Trosse riß. Die Stewards liefen hinab in die Kabinen, um den verängstigten Passagieren die nahe Rettung zu melden.

Jetzt stand die „Goodrich“ gegen die See. Auf Uriah Tibbets' Stirn perlte der Schweiß in dicken Tropfen, als er sie endlich soweit hatte. In seinen Händen hielt er nicht nur Leben und Besitz der fünfhundert Passagiere, sondern auch die „Red City“, das Riesenschiff, und die „Goodrich“, sein eigenes Leben und das seiner Mannschaft. Ein Fehler nur jetzt, aber er durfte keinen machen! Wehe, wenn sein kleiner Dampfer nicht genügend Zugkraft entwickelte! Dann mußte er mit dem Liner zusammen stranden.

Zwei Mann standen achtern, an die Kelling gefeilt, bereit, die Trosse zu kappen, mit Meißel und Hammer. Aber die „Goodrich“ machte Fahrt! Achthundert Tons zogen zwölftausend! Welch





ein Glück, daß ihre Maschinen noch immer stark und leistungsfähig waren! Und welch ein Segen, daß der Sturm allmählich abflaute! Fürchterlich rollte und stampfte die kleine „Goodrich“ vor der zum Reiß gespannten Trosse. Kaum einen halben Knoten Fahrt schaffte sie. Aber vorwärts ging es, immer weiter ab von der eisernen Küste. Und mit der „Goodrich“ entrann die „Red City“ dem Verderben, mit fünfhundert Männern, Frauen und Kindern. Sie hatten ihr Leben den Seeleuten anvertraut, und die Seeleute ließen sie nicht im Stich.

Das Schlepptau hielt. Der Sturm legte sich. Die Küste versank achteraus. Auf einmal kam die Dämmerung, grau und griesgrämig. Kapitän Tibbets machte keinen Versuch, einen der Häfen in der Nähe zu erreichen. Seine größte und einzige Sorge war: fort von der Küste um jeden Preis. Wäre die „Red City“ dem Sinken nahe gewesen, dann freilich hätte der Fall anders gelegen. Aber sie war ja dicht, und innen noch trocken. Und bald mußten die Bergungsdampfer auftauchen, die von San Francisco und von Astoria herbeieilten.

Sie kamen auch, gegen zehn Uhr. Zuerst der von Frisko, der nordwärts gedampft war mit Wind und See im Rücken, während der von Astoria die ganze Fahrt dagegen anzukämpfen hatte. Es war der „Ranger“, ein wuchtiger Schlepper mit gewaltiger Zugkraft, der schnelle Fahrt versprach. Der Kapitän, hager, habichtnasig, ließ schnell seine Trosse an Bord der „Red City“ hieven und löste die kleine „Goodrich“ ab.

Als die „Goodrich“ ihre Trosse wieder eingeholt hatte, rief ein todmüder Mann auf der Kommandobrücke nach seinem ebenso müden Junker. „An Mistref Tibbets, Marshfield“, sagte er matt. „Melden Sie ihr: Mixed Pickle siegt.“

„Mixed Pickle siegt, Sir?“ fragte der Telegraphist verblüfft.

„Zawohl“, Kapitän Tibbets schwankte ein wenig auf den Beinen, während er angestrengt überlegte. „Zawohl, das genügt. Sie wird's schon verstehen. . . Nun, mein Herr Erster, wollen wir heimwärts dampfen und uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern. Über die Bergung werden wir später reden. Da warten noch zweihundert Tons Zwiebeln auf uns, die nach



Eureka müssen, und rund fünfzigtausend Fuß Holz für Bandon, ebenfalls in Marshfield . . . Das lange Schlepptier da wird die Lorbeeren ernten“, er deutete auf den Bergungsdampfer, „und wir haben die Arbeit gehabt. Aber ich kann hier nicht warten und diskutieren. Die verdammten Zwiebeln müssen 'rüber nach Eureka. Hart Backbord!“

Der Mann am Ruder riß die schlafverklebten Augen auf und drehte das Rad. Der Erste, nicht weniger erschöpft als sein Kapitän, nickte und murmelte nur: „Jawohl, Sir. Wir können die Zwiebeln da nicht warten lassen. Aber die Arbeit, die haben wir gehabt, das kann man wohl sagen!“

(Berechtigte Übertragung von A. Dohm)

*Aus neuen Filmen*



Photo Gaumont British.

*Anna May Wong*  
*in dem englischen Film „Chu Chin Chow“*



Photo London Film.

*Patricia Hilliard*  
als schöne Spanierin in dem englischen Film  
„Das Privatleben Don Juans“.



Photo Warner Brothers.

Anita Louise  
als Marie Antoinette in dem amerikanischen Film  
„Madame Dubarry“.



Photo London Film.

*Benita Hume*  
in dem englischen Film „Das Privatleben Don Juans“.



Photo Ufa.

Hansi Knoteck  
in dem Ufafilm „Schloß Hubertus“.





Photo Paramount

*Marlene Dietrich*  
als Katharina die Große in einer Pause während der Aufnahmen  
zu „Die scharlachrote Kaiserin“ auf dem Transportkarren.



Oben: Paul Hartmann

Unten: Margarete Albrecht und Marianne Hoppe  
in dem Terrafilm „Schwarzer Jäger Johanna“.



Photo Savaria.

Anny Ondra und Fritz Rasp  
in dem deutschen Film „Klein Dorrit“.

# Theater: Anekdoten

Je vollendeter der Schauspieler, desto stärker die Täuschung. Aber wehe, wenn er selbst sie durchbricht — mit einem Schlage reißt das Zauberneß, in das der Zuschauer eingesponnen ist, und der Fluch der Lächerlichkeit verfolgt den Unglücklichen, der aus der Rolle gefallen ist . . .

\*

Das höchste Lob, das ein Schauspieler wegen der Lebens-  
echtheit seines Spiels empfangen kann, hat der große deutsche  
Schauspieler Ekhof von einem einfachen Bauern empfangen,  
der zum ersten Male im Theater war. Ekhof spielte die Rolle  
eines Bauern so naturgetreu, daß der Bauer im Zuschauerraum  
seinen Nachbarn erstaunt fragte: „Wo in aller Welt mögen die  
Lüde den Buer her hebben?“

\*

In London wurde ein deutsches Singspiel aufgeführt, „Das  
Milchmädchen“, das dem englischen Publikum gut gefiel und  
häufig wiederholt werden mußte. Darin kam eine Szene vor,  
in der ein Jäger nach hartem Kampfe einen Bären besiegt. Dann  
setzt er sich gemächlich auf dem dahingestreckten Körper des Un-  
tiers nieder und singt sein Jagdliedchen. Ein junger Lord, der  
das Theater besonders eifrig besuchte, bat den Direktor, ihm doch  
die Rolle des Bären zu übertragen, und spielte sie auch ganz  
gewissenhaft. Aber in der Hitze des Kampfes überwältigte ihn  
sein Sporteifer, und er horte den Darsteller des Jägers mit  
einigen wohlgezielten Schlägen nieder. Dann setzte er sich auf  
ihn und sang als Bär das Lied, das der Jäger hätte singen  
sollen — zum Ergötzen des Publikums, das in tosenden Beifall  
ausbrach, und zur Verzweiflung des Theaterdirektors, der sich  
die Haare ausraufte. Aber er beruhigte sich bald wieder — denn  
das Theater war bei den folgenden Aufführungen bis auf den  
letzten Platz besetzt, und das Publikum wartete allabendlich mit  
doppelter Spannung auf den Kampf zwischen Bär und Jäger.

Julius Riez, der berühmte Kapellmeister vor fünfzig Jahren, übte mit seinem Orchester. Auf der Bühne rief eine gastierende Sängerin durch ihr Falschsingen eine förmliche Aufregung im Orchester hervor. Riez klopfte ab, einmal, wieder! Da wandte er sich endlich an die Sängerin mit den Worten: „Mein Fräulein! Bitte, geben Sie Ihr ‚A‘ an, damit das Orchester danach stimmen kann!“

\*

Der englische Schauspieler Barry Sullivan spielte einmal den König Richard III. in Shakespeares gleichnamigem Schauspiel.

Bei den Worten „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!“ rief eine Stimme von der Galerie: „Warum ein Pferd? Kann es nicht auch ein Esel sein?“

Sullivan wandte sich der Galerie zu und erwiderte: „All right, kommen Sie ‚runter auf die Bühne!“

\*

Eine Bäuerin aus dem Eichsfeld kam in die Stadt und sah sich dabei auch Shakespeares „Othello“ an, den eine reisende Theatertruppe gerade im Schützenvereinsaal aufführte.

Die Bäuerin weinte bitterlich.

Nach Schluß der Vorstellung ging sie an den Billettschalter und fragte: „Wann findet denn nun die Beerdigung statt?“

\*

Ein junger und noch etwas unerfahrener Schauspieler kam durch die Erkrankung eines Kollegen zu einer großen tragischen Rolle, bei der er sich zum Schluß auf offener Bühne erdolchen mußte. Einige ältere Schauspieler, die in dem Stück nicht beschäftigt waren, hatten sich im Zuschauerraum verteilt, brachen in stürmischen Beifall aus und riefen mit lauter Stimme: „Bravo! Da capo!“ (Noch einmal.)

Gehorsam richtete sich der Erstochene auf und brachte sich noch einmal um — zum Gelächter des Publikums und der boshaften Kollegen.



Savaria-Verlag, München.

„Es hat geklopft.“

Nach einer Zeichnung von F. von Lampe.



Bavaria-Verlag, München.

„Die Großaufnahme.“

Nach einer Zeichnung von Heinz Schoen.

## Bunte Geschichten

Maier übertrieb maßlos, besonders wenn er von seinen Jagd-erlebnissen berichtete. „Einmal saß ich mitten in der Wüste“, trumpfte er auf, „als ein Löwe so dicht an mich herankam, daß ich seinen Atem im Nacken spüren konnte. Und was meint ihr, was ich da tat?“

Stille in der Runde, bis einer am Tisch rief: „Sie werden den Kragen hochgeschlagen haben!“

\*

Der Chinese Li-hung-tschou ist bei einem amerikanischen Geschäftsfreund in Neuyork zu Gast. Der Yankee führt den Chinesen durch die Stadt und zeigt ihm ihre Sehenswürdigkeiten. „Und nun fahren wir gleich ein Stück mit der U-Bahn. Da sparen wir mindestens drei Minuten!“ sagt er.

„Gut!“ erwiderte lächelnd der Gelbe. „Und was fangen wir dann mit den gesparten drei Minuten an?“

\*

Der junge Mann warb um das Mädchen.

Der Vater schrie: „Was unterstehen Sie sich? Sie Niemand wollen meine Tochter heiraten? Sie dummer Junge wagen sich in mein Haus? Wenn ich mir nicht zu gut dazu wäre, müßten Sie ein paar Ohrfeigen für Ihre Frechheit bekommen!“

Der junge Mann frug verblüfft: „Verzeihung — soll ich das als Ablehnung meines Antrags auffassen?“

\*

Der Generalleutnant Rivaroles hatte ein Holzbein, das ihm in der Schlacht bei Meerwinden von einer Granate weggerissen wurde.

Rivaroles lachte brüllend dabei und rief: „Die Schafsköpfe! So verschwenden sie ihre Munition! Sie wissen nicht, daß ich noch zwei andere Beine in meinem Koffer habe . . .!“



In Frankreich war es Sitte, daß bei der Geburt des Kronprinzen hundert junge Mädchen, die sich verhebelichen wollten, von Staats wegen ausgestattet wurden. Als ein junges Mädchen sich zu diesem Zwecke in das im Schlosse ausgelegte Buch eingetragen hatte, sagte der Beamte zu ihr: „In diese Rubrik hier müssen Sie den Namen Ihres Bräutigams schreiben.“

Die Jungfrau blickte ihn sehr erstaunt an und erwiderte: „Ach! Ich glaubte, man bekäme hier alles!“

\*

Siegel wohnt in Swinemünde.

Im Atlantikhotel.

Das Essen ist ausgezeichnet.

„Machen Sie mir heute ein angebranntes Beefsteak“, bittet Siegel, „dazu ein versalzenes Gemüse, zerkochte Kartoffeln und eine verwässerte Suppe!“

„Warum?“

Seufzt Siegel: „Ich habe heute solche Sehnsucht nach meiner Frau und unserm Heim!“

\*

Im Jahre 1884 kam ein braver Wiener nach Berlin und sah sich die Hauptstadt gründlich an. Nach Hause zurückgekehrt, wurde er gefragt, wie ihm denn Berlin gefallen habe. „Oh“, antwortete er, „sehr gut! Nur in zoologischen Dingen sind die Berliner doch mehr als ein bißel dumm! Sehe ich da im Tiergarten ein sehr hübsch ausgeführtes plastisches Kunstwerk ‚Löwengrupp‘. Jeder sieht, daß es Löwen sind. Und was steht darunter? U. Wolf.“

\*

In einem Steinbruch stand ein zertrümmertes Motorrad und daneben ein sehr ramponierter Herr. Ein Bauer kam und fragte, was los sei. Der ramponierte Herr deutete auf den obern Rand des Steinbruchs: „Sehen Sie da oben den Beginn des Steilabhangs?“

„Ja.“

„Nun — ich habe ihn zu spät gesehen.“



Bavaria-Verlag, München.

So Theobald -- mit einem Bein wäre ich drin -- nun noch --

Nach einer Zeichnung von Kurt Balkie.



Savaria-Verlag, München.

-- das andere.

Nach einer Zeichnung von Kurt Balkie

# Wissen Sie schon?

daß ein Hummer, den man mit einer Kennmarke versehen hatte, in 18 Monaten einen Weg von 250 Kilometer zurücklegte, also 400 Meter pro Tag?

daß man bei den Ausgrabungen in Herkulaneum eine Faltenpresse fand, die von den Römern benutzt wurde, um den richtigen Faltenwurf für ihre Toga zu erzielen?

daß unter Neuyork ein Tunnel für die Wasserversorgung gebaut wird, der über 30 Kilometer lang und damit der längste Tunnel der Welt ist?

daß die Salomonsinseln im Stillen Ozean von den spanischen Eroberern so benannt wurden, weil sie dort die Schätze des Königs Salomon vermuteten?

daß man kürzlich die Villa Sabina ausgegraben hat, in der einst der berühmte Horaz seine Oden gedichtet hat?

daß ein See-Elefant täglich 150 Pfund Fische verzehren, aber auch zwei Monate lang hungern kann?

daß man liegend fast einen Zoll länger ist als stehend?

daß man jetzt außerordentlich widerstandsfähiges Glas herstellen kann? Eine pfundschwere Stahlkugel, die man aus 3 Meter Höhe auf eine solche Glasscheibe niederfallen läßt, prallt ab.

daß kurze Zeit, bevor Pompeji unter dem Aschenregen begraben wurde, dort eine Wahl stattgefunden hat? Man fand an den Mauern noch zahlreiche „Wahlplakate“.

daß Radium zum ersten Male im Jahre 1899 fabrikmäßig hergestellt wurde und seitdem ungefähr 300 Gramm gewonnen wurden, von denen über die Hälfte sich in Amerika befindet?

daß nach genauen Beobachtungen eine Schwalbe täglich fünfhundert bis sechshundert Fliegen zur Nahrung braucht?

daß Japan, veranlaßt durch den Überfluß an Naturseide, die staatlichen Geldscheine statt aus Papier aus Seide herstellen wird?

# Bilder ohne Worte

Von Hans Stahl

Zeichnungen von H. Schleifer

Wir wollen die Sache systematisch versuchen. Zunächst müssen wir die Bilder mal numerieren. Die Vignette rechnen wir überhaupt nicht, die kommt unter die Überschrift. Wie die Überschrift heißt? Das wissen wir erst zum Schluß.

Drei Männer sind an Bord und eine Frau. Was geschieht, wenn drei Männer an Bord sind und nur eine Frau? Die Männer prügeln sich, bestimmt der Zeichner. Muß man sich das gefallen lassen? Es ist durchaus nicht notwendig, daß sich die Männer wegen der einen Frau prügeln.

Es kommt natürlich auf die Frau an. Es gibt solche Frauen, um die man sich ohne weiteres prügeln würde, namentlich auf einem Schiff, wenn nur die eine Frau da ist und man keine Auswahl hat und sich auch nicht aus dem Weg gehen kann. Ich muß gestehen, die Frau, die der Zeichner gezeichnet hat, ist nicht mein Typ. Ich würde mich nicht um sie prügeln, auch



nicht auf einem Schiff.

Auch als Millionärin ist diese Frau nicht zu gebrauchen. Sie hat keinen Spleen. Millionärin und Jacht hätten sonst gut zusammengepaßt. Tochter des Kapitäns? Das ginge noch. Oder hat sich der Schiffsjunge als Frau

verkleidet, oder eine Frau als Schiffsjunge, und hier trocknet sie sich nur geschwind nach einer Sturzsee das Haar. Da entdeckt Hein Godewind das Geheimnis und denkt sich, Doppelpunkt. Ja, was denkt er sich?

Der Chinese heißt D'Zsin und dient nur als Dekoration, aber der Mann, der entdeckt, wie sich der Schiffsjunge das Haar trocknet, ist ein Charakter und außerdem Steuermann. Deshalb heißt er Hein Godewind, und der andere Mann? Den könnte man als Kapitän und als Vater verwenden. Ha! Wir haben es schon. Die Sache ist so, Doppelpunkt.

Übrigens, Herr Schriftleiter, haben Sie nicht die Geschichte schon fertig daliegen? Vielleicht von Jack London oder so, eine ganz bekannte und großartige Novelle, mit der Sie uns dann nachträglich und heimtückisch hereinlegen wollen? Ehrenwort, nein?

Nun, dann können wir ja immerhin anfangen. Bild Nummer 1: Hein steht am Hafen. Nummer 2: Hein entdeckt. Nummer 3: Hein am Steuerrad. Nummer 4: Hein boxt.

Bei dieser Version kommt man nun leider doch dahin, daß sich Hein und der Kapitän um die Frau prügeln. Um den Zeichner zu ärgern, wollte ich das Prügelbild als Nummer 1 nehmen und schreiben, daß sich die beiden um den Tabak prügeln. Wie man auf allen übrigen Bildern sieht, sind sie ja eifrige Pfeifenraucher, und ein Päckchen Tabak ist sehr wohl ein Grund, weshalb sich zwei Männer prügeln können, namentlich auf einem Schiff, wo man sich keinen Tabak kaufen kann. Man könnte dabei sogar den Chinesen gebrauchen. Obwohl er Nichtraucher ist, hat er aus Haß (Chinesen hassen in den meisten Novellen den weißen Mann) das Päckchen Tabak gestohlen und sieht nun tückisch (Chinesen sind grundsätzlich tückisch) dem Vorkampf zu. Und die Frau? Die Frau ist beleidigt. Hein, der Steuermann, dessen Pfeife noch immer nicht raucht (erst auf dem Bild am Steuerrad rauchen die Pfeifchen wieder), hat zu ihr gesagt, der Kapitän, ihr Vater, hätte ihm den Tabak geklaut. Und sie hat geantwortet, das hätte ihr Papa, der Herr Kapitän, denn doch wohl nicht nötig. Zum Schluß gesteht ihr D'Zsin, der Chinese, er hätte den



Bild Nr. 1

Tabak genommen. Edel, wie die Frauen immer sind, nimmt Greta (so heißt sie unbedingt) die Schuld auf sich. „Ich war es, die den Tabak nahm, denn ihr solltet doch nicht so viel rauchen. Es verdirbt die würzige Seeluft und ist auch sonst nicht gesund. Ich meinte es gut, aber ich sehe doch, wohin es führt, wenn Männer nichts zu rauchen haben. Wohlan, stopft euch die Pfeifen

wieder und seid einig.“ Und D' Tsin steht da und fühlt seine Schuld, und er schwört sich, er wird nie wieder hassen und tückisch sein wie andere Chinesen. Die weiße Frau hat ihm ein leuchtendes Beispiel gegeben. Außerdem: Wie würden ihn die beiden vertrimmt haben, wenn sie eine Ahnung gehabt hätten, daß er den Tabak in Wirklichkeit geklaut hat. Kein Stein wäre auf dem andern geblieben an dem armen D' Tsin. Denn diese beiden Männer prügeln sehr gern. Sie haben auch jetzt noch, obwohl am Steuerrad die Pfeifchen wieder rauchen, eine bannige Wut im Gesicht; das kommt daher, weil sie nun nichts mehr zum Verprügeln haben. Denn die Tochter des Kapitäns können sie nicht verprügeln, dies würde sehr unfein wirken.

Auf diese Weise hätten wir den Zeichner um seine Pointe gebracht, aber dabei stimmt etwas nicht. Dieser schlaue Fuchs von einem Zeichner hat eine Falle gestellt, nämlich auf dem Bild Nummer 4. Der Kapitän hört ja gar nicht. Nur Hein, der Steuermann mit dem Charakter, hört richtig, aber der Kapitän hält die Hände offen. Oder will er damit anzeigen, daß er in der dritten Runde aufgibt? So sieht er nicht aus, dieser Kapitän. Dem Format nach ist er ein früherer Schwergewichtsmeister. Er würde den charaktervollen Steuermann Hein sicher nach Punkten schlagen. Namentlich, wenn es um Tabak geht.

Also ist es nichts mit dem Tabak. Wir müssen — wie ungern — dem Zeichner folgen: Die Männer prügeln sich wegen der Frau. Wenigstens Hein prügelt um sie. Der Kapitän aber will nicht, denn er ist ja nur der Papa.

Wieder einmal war es so weit — so beginnen wir — und Hein Godewind, der Steuermann, ging auf große Fahrt. Hongkong war diesmal das Reiseziel. Der Kapitän hieß Meier.

Weiß Gott, wenn es man gut geht, dachte sich unser Hein, als er morgens um fünf Uhr am Hamburger Hafen stand und auf die Barkasse wartete. Auf den Schiffen ringsum war es noch still um diese Stunde. Die Morgenbrise wehte kühl, und Hein steckte fröstelnd die Hände in die Hosentaschen (siehe Bild 1). Das tat er auch sonst, wenn er nicht fröstelte. Ist nun einmal Seemannsart.





Bild Nr. 2

Endlich kam die Barkasse, und bald darauf — wie lange fährt man schon bis Hongkong! — waren sie da (in Hongkong), und die Besatzung ging fröhlich an Land. Hongkong ist eine amüsante Stadt, aber Hein Godewind machte sich nichts daraus. Weiß Gott, dachte er sich nur, wenn es man gut geht, und er steckte die Hände in die Hosentaschen, denn es war furchtbar heiß in Hongkong.

Aber es ging nicht gut. Hein war nur mal geschwind eine Tasse Tee trinken gegangen, da erblickte er sie. Sie war blond, und das ist in Hongkong eine große Seltenheit. Und Hein verliebte sich auf den ersten Blick und über beide Ohren. Das war ihm doch sonst noch nie passiert, denn er machte sich nichts daraus. Und nun — ausgerechnet in Hongkong.

„Ihr Tee wird kalt“, sagte der chinesische Oberkellner. Hein Godewind hörte es nicht. Er hatte nur noch Augen für die blonde Frau.

Die Dame ging weg. Hein wollte ihr folgen, aber bis er den Tee bezahlt hatte, war sie — verschwunden.

Trostlos irrte Hein in den Straßen von Hongkong umher. Und als er am Abend auf die Uhr sah, da war es zu spät. Sein Schiff war ohne ihn abgefahren.

Hein begab sich in ein Seemannsheim und saß traurig da. Wer klopfte ihm von hinten auf die Schulter? Der Kapitän Schulze.

„Tag, Hein!“ sagte Kapitän Schulze, „warum so traurig?“

Und da erzählte ihm Hein Godewind, wie er die blonde Frau gesehen und sich auf den ersten Blick verliebt hätte. „Diese und keine andere!“ stöhnte er auf. Und — das Schiff sei ihm vor der Nase weggefahren.

„Fahren Sie mit mir nach Maska“, sagte Kapitän Schulze, „ich suche gerade einen Steuermann.“

Und da fuhren sie nach Maska. Ein Chinese fuhr auch noch mit. Er hieß D'Isin und war als Schiffskoch tätig. Und ein Schiffsjunge mit blauen Augen.

Wo habe ich nur diese Augen schon einmal gesehen? fragte sich Hein.

Eines Tages, in der Nähe von Maska, hatten sie Windstärke fünfundzwanzig. Es war ein Taifun, der ihnen aus Hongkong nachgeweht war. Eine furchtbare Wasserhose fiel klatschend auf das Deck. Der Kapitän, Hein und auch der Schiffsjunge wurden getroffen, nur D'Isin, der wie alle Chinesen sehr wasserscheu war, hatte sich einen Regenschirm mitgenommen.

Zum Glück schien die Sonne bald darauf wieder, da konnten sie sich trocknen. Hein hatte das Steuerrad angebunden und ging an Deck hin und her und hatte die Hände in der Tasche, denn in Maska ist es ziemlich kühl, auch wenn die Sonne scheint. Wen entdeckte er da? Sie. Die blonde Frau aus Hongkong. Sie trocknete sich am Fenster der Kapitänskajüte das Haar von der Wasserhose. Sie war — der Schiffsjunge.

Dacht' ich mir's doch, sagte sich Hein und pffff durch die linke Zahnlücke, wie er immer tat, wenn er grimmig war.

Finsternis stand er am Steuerrad. Was hat er bloß! dachte Kapitän Schulze. Und auch D'Isin, der Koch, wußte es nicht (Bild Nummer 3).

Dann am Abend kam es zum Ausbruch auf Bild Nummer 4.

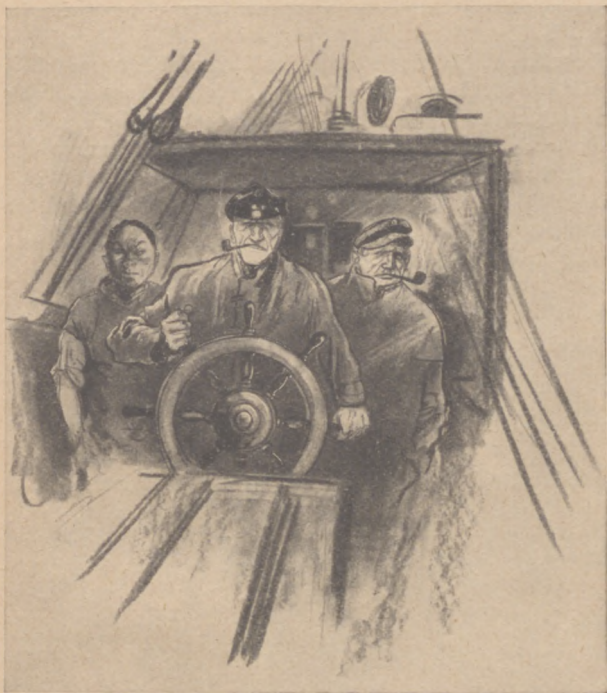


Bild Nr. 3

„Glender Schurke“, schrie Hein, „Ihr habt mir die Frau geraubt, die ich liebe. Das sollt Ihr mir büßen.“

„Aber nein, aber nein“, donnerte der Kapitän, „es war doch nur eine Vorsichtsmaßregel. Diese Frau ist meine Tochter. Aber sie soll keinen Steuermann heiraten, nein, das will ich nicht. Meine Tochter ist eine höhere Tochter. Und darum habe ich sie als Schiffsjungen verkleidet.“

„Meine Tochter war in Hongkong die einzige blonde Frau“, setzte er hinzu. „Ich wußte sofort, daß es nur sie war, in die Ihr

Euch verliebt hattet, Hein Godewind. Aber — was sollte ich tun? Ich brauchte doch einen Steuermann!“

Der Kapitän schluchzte laut, Hein Godewind schwieg still.

Und in Alaska dann kam es zum Happyend. In ganz Alaska konnte Kapitän Schulze nur einen Steuermann finden, Hein Godewind, sonst wohnen da nur Trapper und Eskimos.

„Wollt Ihr mir Eure Tochter zur Frau geben, ja oder nein?“ fragte Hein Godewind stolz, „wenn ich auch nur oder vielmehr gerade weil ich ein Steuermann bin!“

Was sollte Kapitän Schulze anderes tun? Sein Schiff begann schon langsam einzufrieren.

„In Gottes Namen, nehmt sie hin!“ konnte er nur noch sagen. „Und nun aber fix zum Trappersparrer und dann an Bord.“

Wer war glücklicher als unser Hein? Nur der Verfasser, weil diese Geschichte nun endlich zu Ende ist.

Sie sehen selbst, Herr Schriftleiter, es ist schon besser, man läßt zuerst den Schriftsteller schreiben und dann den Zeichner zeichnen.



Bild Nr. 4

# Für Linnen und Ratzen

## Silbenbaukasten

dieß	/	ist	/
und	/	nicht	/
beim	/	-sten	/
eß	/	jo	/
den	/	-ten	/
man	/	hin-	/
nun	/	ich	/
ge-	/	dieß	/

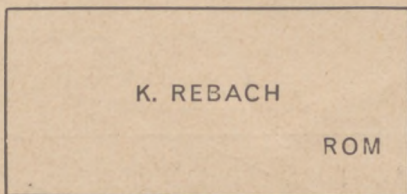
Die nachstehenden Silben sind in die freien Felder der obigen Figur einzusetzen. Nach richtiger Einsetzung ergibt sich, von links nach rechts gelesen, ein alter Hauspruch.

auch, auch, aus, doch, drit, frag, haus, haus, hört, mein, mein, näch, fein, trägt, wem, wird.

## Versrätsel zum Schütteln

Ein „guter Anwalt“ ist's fürwahr!  
Schüttelst du ihn, wird dir klar,  
daß Menschenwerk und Menschenlist  
ihr gegenüber machtlos ist.

## Besuchskartenrätsel



Was ist dieser Herr von Beruf?

---

## Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes

1. Staatenrätsel: 1. Dänemark, 2. Ecuador, 3. Ungarn, 4. Tschechoslowakei, 5. Siam, 6. Costarica, 7. Haiti, 8. Luxemburg, 9. Argentinien, 10. Niederlande, 11. Danzig = Deutschland.

2. Hüpfdoppelrätsel: 1, 2, 3, 4, 5 = April; 6, 7, 8, 9 = Fang; 10, 11, 12 = Ems; 13, 14, 15, 16, 17, 18 = Kisten; 19, 20, 21 = Fre; 22, 23, 24 = Ges. Linke Figur: Alee, Gras, Maie. Rechte Figur: „Pfingstrosen“.

3. Held und Dichter: Nelson — Goeth

4. Rätsel: Fenster, finster.

5. Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Oder, 4. Unke, 6. Apathie, 9. Uhr, 11. Anabe, 13. Emu, 14. Sefam, 16. See, 18. Essen, 20. Mut, 21. Taufend, 22. Reis, 23. Ried. Senkrecht: 2. Dahn, 3. Raabe, 4. Uhr, 5. Keim, 7. Theseus, 8. Skalp, 10. Bühne, 12. Ase, 13. Ems, 15. Aker, 17. Ente, 19. Ende, 20. Mus.

6. Scharade: Lusthansa.

---

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt / Übersetzungsrecht vorbehalten  
Anschritt für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des  
Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Herausgegeben  
unter verantwortlicher Hauptschriftleitung von Hans Ludwig Defer in Stuttgart  
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Erich H. Lehmann, Berlin / D. R. 22 777  
H. B. / Anzeigengeschäftstelle: Berlin SW 19, Krausenstr. 35/36 / In Österreich für  
Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4  
Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



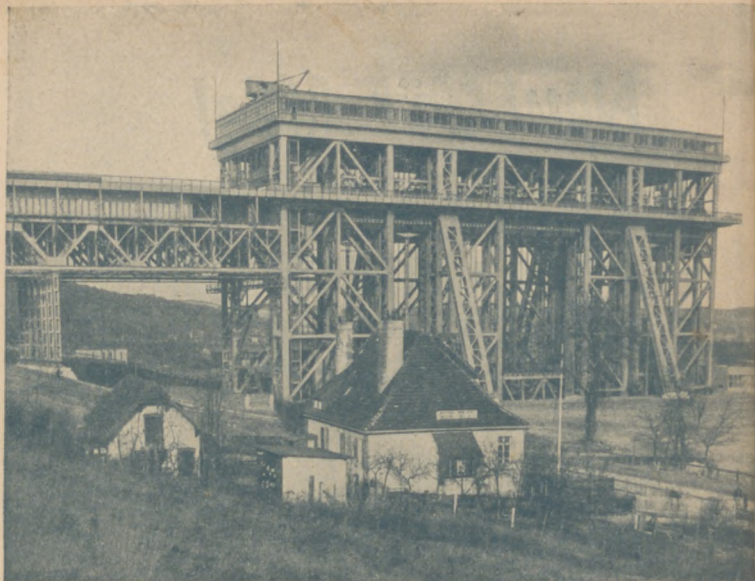
**Neu! Für Alle!**

**Die gesamte Technik  
in 3600 Stichwörtern**

in:

**„Das kleine Lexikon der Technik“**

*Wenden!*



Das neue Schiffshebewerk Niedersinow

Die Kenntnis technischer Dinge gehört heute zur Allgemeinbildung. Die Zeitungen berichten darüber, aber ihre kurzen Berichte lassen viele Fragen offen, denen der Laie ratlos gegenübersteht und auf die selbst der Fachmann außerhalb seines eigenen Arbeitsgebietes häufig nicht antworten kann. — Ein technisches Auskunftsbuch in Lexikonform, wie es nunmehr vorliegt, war deshalb notwendig und wertvoll. Es dürfte kaum eine technische Frage geben, die darin nicht in Kürze behandelt wäre. Knappste, klarste Fassung, Verzicht auf alles Überflüssige müssen bei einem solchen Band selbstverständlich sein, der nicht eine Fachbibliothek ersetzen, sondern unklare Begriffe in festgefügte Vorstellungen verwandeln soll. Dabei sind besonders die grundlegenden physikalischen Zusammenhänge und die wirtschaftlichen Hintergründe aufgedeckt, die Vorteile und Nachteile technischer Werke im Gebrauch gegenübergestellt, praktische Ratschläge, Zahlen und Formeln als Schlaglichter nach Zweckmäßigkeit eingefügt. Wer „Das kleine Lexikon der Technik“ seinen Büchern einverleiht, der wird bald merken, daß damit eine wirkliche Lücke geschlossen wurde.



# Das Kleine Lexikon der Technik

Ein  
Auskunftsbuch  
für jedermann

Von Dr.-Ing.  
Franz Kollmann

Etwa 300 Seiten mit  
ca. 150 Abbildungen im  
Text und auf 8 Tafeln.  
Format 12,5 : 19,5 cm.

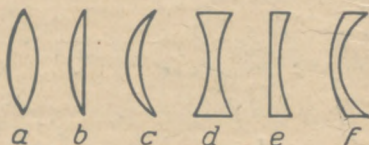
In Leinenband RM. 4.80

Linoleumdruck für einfache Plakate u. ä., arbeitet mit Druckstöcken, die in Linoleum geschnitten werden.

Linotype-Zeilengießmaschine. Setzmaschinen.

Linorox, Drydationsprodukt von Leinöl. Die Bildung der zähen Masse wird durch reichlichen Lichtzutritt, Erhitzung, Zerstäubung des Öls und Beigabe von Bleioryd gefördert. L. spielt für die Herstellung von Linoleum, Ölfarben und Firnissen eine Rolle.

Linsen, von gekrümmten Flächen begrenzte, durchsichtige Körper aus Glas (Quarz, Steinsalz usw.). Man unterscheidet Sammellinsen (Abb. a bis c) von Zerstreuungslinsen (d bis f). L.



a = bikonvex b = plankonvex, c = konkavkonvex, d = bikonkav, e = plankonkav, f = konvexkonkav

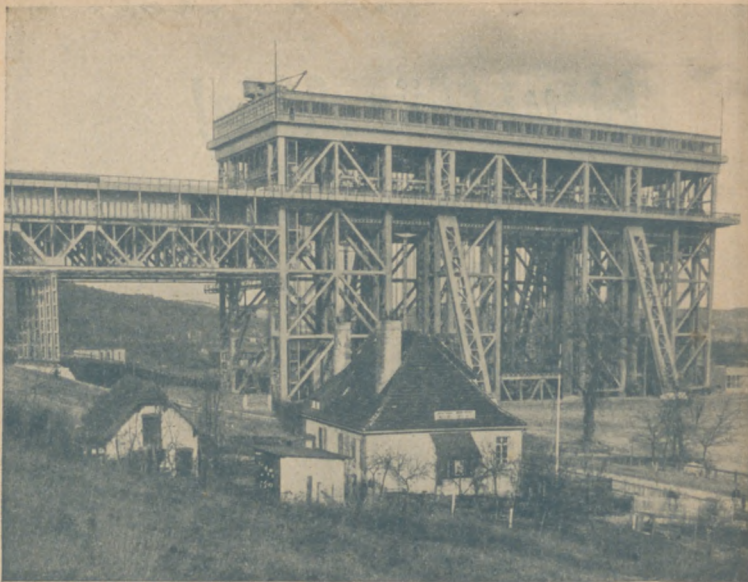
dienen zur Erzeugung optischer Bilder (Augenläser, Photoobjektiv, Lupe, Mikroskop, Fernrohr). Die Herstellung der L. geht hauptsächlich in mehreren Schleifstufen vor sich, das Polieren erfolgt unter sorgfältigster Überwachung der richtigen Krümmung maschinell. Poliermittel sind Eisenoryd und Kieselgur.

Lipoide (griech.), fettähnliche Stoffe in tierischen und pflanzlichen Zellen. Dazu gehört z. B. das Lecithin (s. d.).

Lithium (Li), ein silberweißes Alkalimetall, mit  $d = 0,534$  der leichteste feste Stoff. Schmelzpunkt  $180^\circ$ . Herstellung aus Halogenverbindung. Das reine Metall wird technisch nicht verwendet, jedoch verschiedene Salze in der Photographie, zum Löten von Aluminium und als Medikamente benutzt.

Lithographie (griech.), Steindruck (erfunden von Alois Senefelder, s. d.),

Ausschnitt aus einer Textspalte



Das neue Schiffshebewerk Niederfinow

Die Kenntnis technischer Dinge gehört heute zur Allgemeinbildung. Die Zeitungen berichten darüber, aber ihre kurzen Berichte lassen viele Fragen offen, denen der Laie ratlos gegenübersteht und auf die selbst der Fachmann außerhalb seines eigenen Arbeitsgebietes häufig nicht antworten kann. — Ein technisches Auskunftsbuch in Lexikonform, wie es nunmehr vorliegt, war deshalb notwendig und wertvoll. Es dürfte kaum eine technische Frage geben, die darin nicht in Kürze behandelt wäre. Knappste, klarste Fassung, Verzicht auf alles Überflüssige müssen bei einem solchen Band selbstverständlich sein, der nicht eine Fachbibliothek ersetzen, sondern unklare Begriffe in festgefügte Vorstellungen verwandeln soll. Dabei sind besonders die grundlegenden physikalischen Zusammenhänge und die wirtschaftlichen Hintergründe aufgedeckt, die Vor- und Nachteile technischer Werte im Gebrauch gegenübergestellt, praktische Ratsschlüsse, Zahlen und Formeln als Schlaglichter nach Zweckmäßigkeit eingefügt. Wer „Das kleine Lexikon der Technik“ seinen Büchern einverleiht, der wird bald merken, daß damit eine wirkliche Lücke geschlossen wurde.

# Das kleine Lexikon der Technik

Ein  
Auskunftsbuch  
für jedermann

Von Dr.-Ing.  
Franz Kollmann

Etwa 300 Seiten mit  
ca. 150 Abbildungen im  
Text und auf 8 Tafeln.  
Format 12,5:19,5 cm.

In Leinenband RM. 4.80

Linoleumdruck für einfache Plakate u. ä., arbeitet mit Druckstöcken, die in Linoleum geschnitten werden.

Linotype-Zeilengießmaschine. Setzmaschine.

Linorin, Drydationsprodukt von Leinöl. Die Bildung der zähen Masse wird durch reichlichen Lichtzutritt, Erhitzung, Zerstäubung des Öls und Beigabe von Bleioryd gefördert. L. spielt für die Herstellung von Linoleum, Öl-farben und Firnissen eine Rolle.

Linsen, von gekrümmten Flächen begrenzte, durchsichtige Körper aus Glas (Quarz, Steinsalz usw.). Man unterscheidet Sammellinsen (Abb. a bis c)



Biblioteka Główna UMK



300020176575

